This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

PT
2435
.M4.Z58

F19406

Richard Lux. 1923.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Erinnerungen

von

Julius Moſen.

Fortgeführt, erläutert und herausgegeben

von

Dr. Max Zſchommler.

Nebſt einem Vorwort von **Dr. Reinhard Moſen.**

Plauen i. V.
Druck und Verlag von F. E. Neupert.
1893.

PT2435
M4Z58

Vorwort.

Wenn diese neue Ausgabe der „Erinnerungen“ meines Vaters in der Lesart mancher Stellen von dem Wortlaut der Gesamtausgaben von 1863 und 1880 abweicht, so wolle der freundliche Leser, dem diese Verschiedenheit auffällt, eine kurze Erklärung des Sachverhaltes von mir entgegennehmen. Das Manuskript der „Erinnerungen“, dessen erste Seite die Randbemerkung: „Angef. am 18. October 1848“ trägt, ist bis zu den Worten „so kann es dir nicht fehlen“ (S. 32 dieser Ausgabe) ganz von der Hand meines Vaters geschrieben, doch zeigen sich in der Schrift schon Spuren der Krankheit, die ihn bald zwang, seine schaffensfreudige Feder ganz niederzulegen, und die letzten jener Seiten sind in Abkürzungen geschrieben, die oft ein ganzes Wort nur durch einen Buchstaben andeuten. Beim Erscheinen der ersten Gesamtausgabe (1863) habe ich diese Abkürzungen zu entziffern versucht und die Lösung meinem Vater vorgelegt, der sie billigte. Als ich aber zum Zwecke dieser Einzelausgabe die Originalhandschrift noch einmal durchsah, gelangte ich zu der Überzeugung, daß ich damals manches doch falsch gelesen und manchmal auch die Zeichen, die mir mein Vater bei meinem Vorlesen der fraglichen Stellen gab, nicht richtig verstanden habe. Denn damals war ihm ja die Möglichkeit des Sprechens schon sehr erschwert und oft mußte ein Wink mit den Augen oder ein anderes stummes Zeichen das auszudrücken versuchen, was er mitteilen wollte. So liegt in dieser Handschrift der „Erinnerungen“, deren letzte Hefte von der unermüdlichen Hand meiner guten Mutter niedergeschrieben sind, ein nur zu beredtes Bild der Leiden meines Vaters vor mir und die Wehmut, die Einen darüber beschleicht, daß ihm die Vollendung dieses Lieblingswerkes versagt blieb, überflutet

das Herz mit noch stärkerem Wellenschlage als sonst. Doch begrüße ich diese neue Ausgabe der „Erinnerungen", denen die treue Pietät und Heimatsliebe des Herausgebers so treffliche Fortführung und Erläuterung gegeben haben, mit der freudigen Hoffnung, daß sie das Andenken des Dichters in manches deutsche Haus besonders in seiner von ihm so innig geliebten vogtländischen Heimat tragen und in dem Herzen des deutschen Volkes erhalten möge.

Oldenburg, am Sedantage 1893.

Dr. Reinhard Mosen.

Erinnerungen.

(1848.)

Nicht vom rieselnden Nebelschaume der Nordseeküste, auf deren Sandfläche jetzt auch meine Hütte steht, und mehr noch von wechselnder Schwermuth umhüllt, welche ja mit langjährigem Siechthum unzertrennlich ist, und angehaucht vom Sturmodem der in Fieberhitze arbeitenden Geschichte der deutschen Revolution, sucht weithinaus mein erquickungsdurstiges Auge eine grüne, ruhige, sonnige Stelle und findet sie auch in der Erinnerung an meine Jugendtage und die erlendurchzogenen Thäler meiner Heimath. Dort will ich meine wegemüden Glieder in das grüne Gras strecken und eine Weile ausruhen, bis die in der Ferne grollenden Gewitter sich verzogen oder die alte Welt und mich dazu in ihren Flammen vernichtet haben.

Mit meinen Landsleuten habe ich immer die Anhänglichkeit an die heimathliche Erde des Voigtlands gemeinsam gehabt. Wie es Menschen giebt, von welchen man, hat man sie einmal liebgewonnen, nie wieder lassen kann, so geht es uns auch mit Ortschaften und Gegenden. Es sind gewöhnlich solche, in welchen sich eine bestimmte Gemüthsstimmung ausdrückt. Zu diesen gehört das voigtländische Hügelland an der Abdachung des sächsischen Erzgebirges mit seinen Waldeinsamkeiten, in welche gar schmale Wiesenthäler, oft nur wie grüne Streifen, mit hier und dort weit, gar weit auseinanderliegenden kleinen verirrten Häusern sich hineinverlieren und stundenweit den Blick nach sich ziehen, als müßte dort weit hinten in der Ferne unter den harztropfenden Tannen, dort, wo die Berge terrassenartig in dunkler Bläue emporsteigen, irgend ein Geheimniß verborgen sein, das uns an sich lockt und sich uns gern enthüllen möchte. Und wie klar und hell eilen aus dem dunkeln Grunde die plätschernden Bäche herunter, immer mit sich sprechend, wie Kinder, welche Etwas in einem fremden Hause bestellen sollen

und den Auftrag unterwegs sich so oft laut vorsagen, um ihn nicht zu vergessen, bis sie ihn wirklich vergessen haben und nun zwecklos weinend am Wege stehen.

Obschon den meisten Gegenden Voigtlands ein melancholisch träumender Charakter aufgeprägt ist, so wird seine Einförmigkeit doch durch den Wechsel in seinen drei Noten von Schwarzwald, Wiese und Ackerfläche überall gemildert, jenachdem, wie im untern Voigtland Acker und Wiese, oder wie in den oberen Gegenden Berg und Wald vorherrschend sind, oder jenachdem die Straße den Wanderer quer durch über die Hügel und Thäler führt, wobei von selbst jeden Augenblick sich die Scene verwandelt und Auge und Gemüth beschäftigt.

Dort, wo die Hügel nach Osten zu aus dem Elsterthale hinaus in Bergterrassen zum Erzgebirge sich erheben wollen, in dem Dorfe Marienei, welches zwischen den vier Städten: Schöneck, Markneukirchen, Adorf und Oelsnitz mitten innen liegt, bin ich am achten Juli 1803 geboren worden. Mein Vater war dort Schullehrer. Ich war das erste Kind, das ihm meine Mutter gebar, und erfreute diese meine Eltern mit meiner Ankunft gar sehr, zumal sie bereits drei Jahre lang verheirathet waren. Die ersten fremden Menschen, welche von der Außenwelt mit in den Schicksalskreis meiner ersten Kindheit hineintraten, waren von selbst meine drei Pathen. Obgleich diese schon vor langen Jahren gestorben sind, so stehen sie doch noch mit lebendigen Farben in meiner Erinnerung da, voran der Pfarrer des Ortes, Steinmüller, der es mir gewiß selbst in seinem Grabe nicht verzeihen würde, vergäß' ich seinen Titel: „Herr Magister", der ihm so stattlich ließ und auf dem er wie auf seinem Postament stand. Er war ein großer, stattlicher Herr, gut genährt, mit einem doppelten Kinne, welches seinem rothen Gesicht unter der großen, weißgepuderten Allongenperrücke eine ungemeine Würde verlieh. Trug er diese auch eigentlich nur Sonntags zu dem schwarzen Leibrock und kurzen, schwarzsammetnen Beinkleidern und den schönen Schnallenschuhen, so stand sie doch Werkeltags immer rechts von seinem weichgepolsterten Armstuhl als die Wolke, mit welcher er jeden Augenblick als Jupiter erscheinen konnte, gefiel es ihm so. Ob

sein Glaube orthodox-lutherisch war, getraue ich mir nicht bestimmt zu behaupten, nur so viel ist gewiß, daß er die Freuden, welche Küche und Keller spenden, durchaus nicht verschmähte. Er war zur Zeit meiner Geburt zum zweiten Male verheirathet; die gute Frau Magisterin war sein Gegenbild in allen Dingen, er eine imposante Prälatengestalt, stolz, jovial und zornig, sie dagegen blaß, schmächtig, fast hager, demüthig und ein wenig grämlich für sich in der Stille; vielleicht machte dieser Gegensatz ihre Ehe um so glücklicher, zumal sie eine wahre Meisterschaft im Backen und Kochen besaß. Wer nicht so glücklich gewesen ist, zu jener Zeit ein Kirchweihfest in der Marieneier Pfarre mitzufeiern, der weiß auch nicht, wie fein eine Hühnerpastete zubereitet sein kann, nicht, wie ein Kapaun gebraten sein soll, und hat vielleicht auch noch keinen Streuselkuchen gegessen, der von selbst auf der Zunge sich zerkrümelt. Ein dankbares Gedächtniß sei meiner guten Frau Magisterin immerdar bewahrt für manche in Zucker eingemachte grüne Pflaume, welche sie mir in dem so wundersam von tausend zungenprickelnden Gerüchen duftenden Speisegewölbe mit dem silbernen Löffel aus der Glasbüchse zum Naschen aus dem zähen Saft herausholte, wenn ich mit ihrem einzigen Töchterchen — dem Pfarrrickchen — recht artig gespielt hatte, was freilich selten der Fall war. So gut und gewürzt auch ihre Küche war, doch halte ich nicht dafür, daß darin die Ursache zum Podagra des Herrn Magisters, welches ihn oft zur Verzweiflung brachte, zu finden war, vielmehr ging darüber die Meinung verständiger Leute dahin auseinander, daß die Weintrinker die Wurzel seines Uebels in dem häufigen Genusse des Oelsnitzer Doppelbiers suchten, welches die Gläser auf dem Tische anpichte, die Biertrinker aber die Schuld daran auf den starken Burgunder schoben, welchen freilich mein Herr Pathe für eine besonders heilsame Arzenei hielt. Dieser Streit ist zwischen beiden Parteien, so viel ich weiß, nie entschieden worden.

Mein anderer Pathe war der Rector des Gymnasiums in Plauen; Beide — Lehrer und Anstalt — lernte ich erst in meinem vierzehnten Jahre kennen. Später habe ich erfahren, daß diese zweite Pathenwahl ein zarter Gruß war, welchen

mein Vater der jungen Frau Rectorin von den Bergen hinunter in die Stadt sandte. Ehe sich Beide — das Eine dahin, das Andere dorthin — verheirathet hatten, sollen Beide einander geneigt gewesen sein, mein Vater ihr aber entsagt haben, weil er ihren Verwandten kein angemessenes Loos für sie zu bieten im Stande gewesen sei. Wie dem auch sein mag, so hat sie mich gar wenig geliebt und begünstigt, als ich später in ihre Nähe kam, obschon sie meinem Vater immer ein freundliches Wohlwollen bewahrt hat.

Das herrschaftliche Schloß, welches im unteren Theile des Dorfes liegt, besaß damals ein alter pensionirter Hauptmann von Thoß, der letzte männliche Sproß seines Hauses; er wohnte dort zurückgezogen und einsam mit seiner Familie. Diese bestand aus seiner einzigen kleinen Tochter, deren Gouvernante er nach dem Tode seiner ersten Frau aus Sparsamkeit geheirathet hatte, um den Gehalt zu sparen, welchen er außerdem an sie zu bezahlen gehabt hätte. Er gab der Umgegend wegen seines Geizes viel zu reden, was ihn jedoch wenig bekümmern mochte. Seinem Geiz kam nur sein Mißtrauen gleich. So hatte er sich einst blaugeblümten Plüsch zu einem Rock gekauft und den Schneidermeister bei der Uebergabe des Zeuges verpflichtet, mit dem neuen Rock auch den geringsten Abfall wieder abzuliefern. Als nun der Schneidermeister den fertigen Rock und Ueberbleibsel überbrachte, hieß er ihn im Vorsaal warten, während er selbst sich damit auf sein Arbeitszimmer zurückzog und dort absperrte. Dem Schneider mochte die Zeit lang genug werden, denn erst nach fünf Stunden wurde er hineingerufen. Wie mochte er aber erschrecken, als ihm der Hauptmann eröffnete, daß er vor der Uebergabe des Zeugs die Musterblumen und jetzt wieder am neuen Rock und auf dem übrig gebliebenen Zeuge gezählt und gefunden habe, daß er um zwanzig Blumen bestohlen worden sei, mit deren Betrag er die Schneiderrechnung für bezahlt erachte. Der Schneider hatte das Unglück, in seiner Verantwortung bissig und ehrenrührig und zur Thüre ohne Bezahlung hinausgeworfen zu werden. — Der Pfarrer, Magister Steinmüller, fand den Geiz des Hauptmanns um so lächerlicher, je mehr dieser sich abkargte, um seine Tochter, welche er freilich

ungemein liebte, zur reichen Erbin zu machen. Fräulein Wilhelmine von Thoß verrieth aber auch schon als Kind die wundersame, milde Schönheit, mit welcher sie später Augen und Herzen erfreuen sollte. Wie oft die besondere Eigenschaft einer Familie, durch welche sie sich von andern Geschlechtern gewöhnlich unterscheidet, in einem einzigen Sprossen sich gewissermaßen zur Blüthe bringt, so schienen auch alle Mütter des Hauses der Thosse ihre Reize und Liebenswürdigkeiten auf ihre letzte Enkelin vererbt zu haben. — Ich mochte vielleicht ein Knabe von fünf Jahren sein, als sie an einem späten Nachmittag in unsere Stube trat, wo mich die Mutter, welche in den Garten nahebei gegangen war, allein mit meinem Spielzeuge gelassen hatte. Wilhelmine wollte auf die Mutter warten und suchte unterdessen sich und mich am Clavier zu unterhalten. Sie spielte und sang mir das Lied von Göthe:

„Ein Veilchen auf der Wiese stand,
Gebückt in sich und unbekannt,
Es war ein herziges Veilchen"
u. s. w.

Ich hatte sie so oft gesehen, sie hatte häufig mit mir gespielt, niemals war sie bis zu diesem Augenblick mir als etwas Besonderes vorgekommen. Wie sie aber jetzt vor mir da am Clavier stand und mit empfindungsvoller, klangreicher Stimme das Lied sang, fiel ein Strahl der untergehenden Sonne auf ihre hohe, schlanke Gestalt und ließ ihr helles Gesicht in rosiger Gluth leuchten. Sie hatte ein weißes Kleid mit kurzen Aermeln an und trug eine rothe Schleife im dunkelblonden Haar. Ich hing stumm mit starren Blicken an der schönen Erscheinung, als sie aber bei einer Stelle des Liedes ihre blauen Augen aufschlug, fing ich plötzlich an zu weinen. Sie nahm mich auf und herzte mich, aber vergeblich suchte sie mich zu beschwichtigen, ich weinte nur desto heftiger an ihrem Halse. Erst nach langem Zureden ihr doch zu sagen: warum ich so weine? soll ich geantwortet haben: sie wäre so schön geworden, daß ich mich gefürchtet hätte.

Damals aber, als sie mich als meine Pathe bei der Taufe auf den Armen trug, mochte sie vierzehn Jahr alt sein. Mich

erfreut noch jetzt der Gedanke, daß mich bei meinem ersten Ausflug in die offene Welt — wenigstens hundert Schritt weit — von dem Vaterhaus in die Kirche zu dem großen Taufengel mit den silbernen Flügeln, welcher das Taufbecken trug, in ihrer Gestalt die Schönheit in das Leben begleitet hat. Kurz darauf gab sie der Leiche ihres Vaters das Geleit zu der Familiengruft in derselben Kirche. Da das Rittergut Weiberlehen war, so erbte sie als das einzige Kind ihres Vaters dessen gesammten Nachlaß. Sie lebte nun, wie ein anderes Schneewittchen, mit ihrer Stiefmutter allein in ihrem Schlosse, nur mit dem Unterschiede, daß diese ihre mütterliche Freundin blieb. Meinem Vater, welcher sie bisher unterrichtet hatte, blieb auch jetzt ihre Erziehung anvertraut. Oft, wenn später seine Erinnerung an sie sich in Worte ergoß, nannte er sie die Blume seines Lebens. — Es wacht noch immer in mir ein wehmüthiges Gefühl auf, stellt sich mir das Bild meines Vaters und sein beengter Wirkungskreis als Schullehrer auf dem Lande, welchen er mit seinen reichen Geistesgaben weit überragte, vor meine Seele. Seine vielseitigen Kenntnisse, welche er fast spielend zu erwerben wußte, seine Belesenheit in der alten und neuen Literatur, geläutert an den kritischen Besprechungen der verschiedensten Werke in den Literaturzeitungen, welche er sich regelmäßig zu verschaffen wußte, selbst die heiteren geselligen Eigenschaften, welche ihn zierten, wurden in dem vereinzelten Leben, an welches er gebunden war, zu Feuerbränden in seinem Gemüthe, das sich darin heimlich verzehrte. Wie oft strich er mir die wilden Haare aus der Stirn, sah mir lange in die Augen und sagte nur für sich: „Mein Gott, laß' es genug an mir sein und den da nicht auch verrosten!" Und allerdings zählte meine väterliche Familie in gerader aufsteigender Linie damals fünf bis sechs Ahnen, von welchen jeder das Schulzepter geführt hatte, und ist die Familiensage begründet, daß ein Grieche, Namens Mosyn, welcher Professor in Prag gewesen, unsere Familie in das Deutsche übersetzt habe, so wäre das mühselige, bis in die neueste Zeit so gedrückte Lehrfach schon vom Stammvater her das Familienschicksal gewesen, dem auch ich kaum entronnen bin.

Oldenburg, d. 10/1 1894.

Hochgeehrter Herr Professor!

Da Sie für die Werke und Schicksale meines Vaters stets ein so freundliches und warmes Interesse gezeigt haben, wie es seinem Namen in der neuern Zeit nur noch von wenigen, tiefer in die Schätze der deutschen Dichtung Eindringenden entgegengebracht wird,

Mein Großvater väterlicher Seite war Schullehrer in Arnoldsgrün, einem Dorfe, welches eine Stunde von meinem Geburtsorte gegen Mitternacht hinter dem Walde liegt. So lange ich mich seiner erinnere, war er immer unverändert ein rüstiger alter Mann mit spärlichem, weißem Haar, welches sich unter einer Pelzmütze hervorstahl, angethan mit einem grauen, altmodisch bequemen Ueberrock, kurzen, schwarztuchenen Beinkleidern und derben, rindsledernen Jagdstiefeln; wenn er ausging, hing gewöhnlich die Jagdflinte von der Schulter — denn er war ein Jäger mit Leidenschaft — und die Jagdtasche an seiner Seite. Da zu seiner Zeit die Dorfjugend noch ihre Schulferien von Ostern bis Michaelis — ich fürchte manchmal noch länger — zugemessen erhielt, so hatte mein Großvater Zeit genug, in den voigtländischen Waldungen mit seinen Freunden, den Förstern und Jägern weit und breit, oder auch nach Gelegenheit ohne sie herumzuschweifen. Ob er alle Hasen und Rehe, welche seine Flinte erreichte, an die Revierherrn abgeliefert hat, ist mir unbekannt; ich weiß nur, daß man bei ihm oft Hammelbraten aß, der fast wie Wildpret schmeckte, und daß er sehr böse auf seine Magd wurde, als einst hinter seiner Wohnung der unvorsichtige Wind Federn von einem Auerhahn herumjagte, welchen der Gutsherr nur für einen adeligen Vogel angesehen wissen wollte. Vor Allem ist es gewiß, daß ihm wegen seiner bewaffneten Waldgängerei Niemand in seinem Leben einen Verdruß bei den Gerichten erregt hat; wer hätte es auch wagen sollen? denn er stand allgemein im Gerede, daß er alle guten und bösen Jagdkunststücke und leider mehr wußte, als einem guten Christen geziemte. Daß er sich mit der sogenannten geheimen Wissenschaft abgab, ist wohl gewiß. Er besaß selbst in diesem Fache eine kleine Bibliothek, welche großentheils aus alten Handschriften bestand und in einem schwarzen Bücherschrank in seiner oberen Stube wohl verschlossen gehalten wurde. Er schien die Natur für ein Pandämonium anzusehen und selbst jeden Stein, jedes Metall, jede Pflanze von ihm mit Sympathieen und Antipathieen beseelt zu halten. So mußte von selbst die Natur ihn überall mit räthselreichen Geisteraugen anblicken. Selten und nur aus

eigenem Drang kam er darauf zu sprechen. Da ich als Knabe einst mit ihm im Walde war und ihn fragte: ob er wirklich mit den Vögeln sprechen könne, fragte er mich mit seltsamem Lächeln: was er mir für einen Vogel kommen lassen sollte? „Einen Nußhacker, Großvater!“ rief ich. „So setze dich,“ entgegnete er, „in das Moos und rühre dich nicht“, und kaum hatte er begonnen, einige gellende Töne auszustoßen, so antwortete ihm ein Vogel in gleichen Tönen erst aus weiter Ferne, dann immer näher, bis der bunte Nußhacker endlich, wie ein Pfeil, geschossen kam und dicht über unseren Köpfen seine lachenden Laute ausstieß. Dann rief er mir einen Raben herbei, und als ich mich vor dem garstigen Kerl fürchtete, jagte er ihn wieder fort, indem er mit dem Munde den Knall einer Flinte nachmachte. Die größte Freude machte er mir mit einem Finken, welcher sich mit ihm auf einen Wettgesang einließ und uns aus dem Walde bis in das Lichte und zu unserer Wohnung nachfolgte, wo er noch lange auf dem Apfelbaum vor dem Hause grölzte. Es versteht sich fast von selbst, daß ein Gebirgsjäger gut zu schießen versteht, doch war der Alte der verwegenste Meister in dieser Kunst. So soll er einst in Folge einer übermüthigen Wette mit der Kugelbüchse auf einige hundert Schritte weit einem Schäfer den Stock, auf welchen dieser sich gestützt, hinweggeschossen haben, daß Beide — der Schäfer unverletzt, der Stock aber zersplittert, in's Gras fielen. Daß er eine Schwalbe im Fluge herunterschoß, habe ich selbst gesehen. Es war daher kein Wunder, daß die abergläubigen Leute ihn für einen Hexenmeister hielten. Zuweilen machte es ihm Freude, sie darin zu bestärken. So ging er einst bei grauendem Morgen von Hause weg zu einer Jagdgesellschaft, welche sich das Stelldichein in irgend einem fernen Waldwinkel geben wollte. Als er so einsam seinen Weg darauf los ging, fiel es ihm ein, den alten Schuß, welchen er im Flintenlauf hatte, auf eine nahe Gartenthür loszubrennen. Der Zufall wollte nun, daß er bei der Jagd selbst die glücklichsten Schüsse gethan hatte. Als seine Jagdgenossen auf dem Heimwege um ihn herum darüber scheele Bemerkungen machten, fiel Einem ein zu sagen: es würde ihn kaum wundern, wenn Mosen mit

seinem Gewehr ein Aſtzeichen in der Gartenthür träfe, welche in der Ferne auf dem Berge über eine Viertelſtunde weit zum Vorſchein kam und bereits den Schuß vom Morgen trug, was der gute Geſelle freilich nicht, deſto beſſer mein Großvater wußte, der mit Lachen den Schuß in die Ferne that. Es läßt ſich denken, welche Augen die Geſellſchaft machte, als ſie an die Gartenthüre kam und den Kernſchuß darin ſtecken ſah.

So hatte er einſt mit ſeinem jüngern Sohne, da dieſer noch ein Knabe war, in Schlingen, welche er in die Furche eines Kartoffelfeldes gelegt, einige lebendige Rebhühner gefangen. Der Abend war ſchon angebrochen, als Beide, der Jüngere mit der Jagdbeute im Sack, noch eine halbe Stunde von dem Dorf entfernt, an eine Schenke kamen, wo ganz vorzüglicher Wachholderbranntwein verglaſert wurde. Dieſe Schenke lagerte ſich beſonders bei anbrechender Nacht mit ihren Fenſtern, welche liebesſelig von Ofenwärme und Kienholzbeleuchtung flammten, wie ein unentrinnbarer Zauberdrache, mit hellen Augen an den Weg und verſchlang einen Bauer um den andern, der in die Nähe kam, häufig ſogar meinen Großvater. An dieſem Abend konnte er dort um ſo weniger vorüber kommen, je lauter in der Stube und, wie es ſchien, von Jagdgeſchichten geſprochen wurde. Da es damals nicht der Gebrauch war, Kinder mit in die Schenkſtube zu nehmen, ſo hieß er ſeinen kleinen Sohn mit den Rebhühnern im Sack auf der Bank vor dem Hauſe unter den Fenſtern auf ſein Wiederkommen warten, indem er ſelbſt hineinging, wo plötzlich bei ſeinem Erſcheinen das Geſpräch der anweſenden Gäſte ſtockte. Auf ſein Befremden, welches er darüber zu erkennen gab, entſchloß ſich endlich der wichtigſte Gaſt am Tiſch, der Dorfmüller, zu geſtehen: wie ſie mit einander geſtritten, ob er, mein Großvater, wirklich die Macht über die wilden Thiere habe, daß ſie auf ſeinen Ruf kommen und ſich von ihm todtſchießen oder fangen laſſen müßten? „Das kommt auf die Zeit und den Wind an," entgegnete er, „und, leicht möglich, kann ich Euch noch heute eine Probe davon geben, weiß ich erſt, woher die Luft ſtreicht." Nachdem er mit dieſen Worten den Kopf zum Schiebfenſter hinausgeſteckt und, wie es ſchien, mit der Nacht geflüſtert hatte, verſicherte er die

Gesellschaft, welcher die Augen im Kopfe groß und starr zu werden begannen, daß heute nur Rebhühner — „Lebendig?!“ — rief der Dorfschneider halb ungläubig, halb entsetzt dazwischen — lebendige Rebhühner, fuhr er unerschüttert fort, zu haben seien. „Jetzt gleich?“ fragte furchtsam der Leineweber am Tischende. „Jetzt gleich!“ war die Antwort. Furchtsam stießen sich die Anwesenden mit dem Ellenbogen und der Eine und Andere machte sich auf seinem Sitz mit angezogenen Füßen locker. „Halt!“ schrie der dicke Rittergutspächter, „Alles aber ohne schwarze Kunst!“ „Alles Natur!“ entgegnete der Gefürchtete, streckte die Hand zum Fenster hinaus und rief: „Aufgeschaut!“ — und ein ganz natürliches Rebhuhn schoß mit nicht geringerem Angstgeschrei in die Stube, als die Gesellschaft vor diesem Teufelsspuk aus der Stube, voran der Schneider, dann der Windmüller mit dem Leineweber und über ihn hinausstürzend der dicke Pächter, hinterdrein das schallende Gelächter des lustigen Meisters in der natürlichen Magie.

Wie er noch in seinem Alter das rüstige Jagdleben gern hatte, so war seine Jugend um so reicher an wilden Abenteuern. Zu Anfang des siebenjährigen Kriegs war er Erzieher der beiden Brüder von Jößnitz auf Freiberg bei Adorf, welche er zur Aufnahme im Cadettenhaus in Dresden vorzubereiten hatte. Beide wurden tüchtige Offiziere in der sächsischen Armee, der Eine Major, der Andere Hauptmann und lebten noch in meine Jugendzeit herein, einsamglücklich als Hagestolze brüderlich nebeneinander und als tägliche Stammgäste im Adorfer Gesellschaftsclubb, mit einander wetteifernd, wer von Beiden die schönsten Ringe vom Rauche aus dem Meerschaumkopfe in die Luft blasen konnte. Im Uebrigen schien ihr Leben still zu stehen, wie das zweier nebeneinander im Waldgrund grünender Tannen, welche tief verborgen unter der bemoosten Rinde im weichen Holz ihre Jahresringe machen. Sie blieben immer gute Freunde unserer Familie und voran ihres alten Lehrers, dessen Ruhm sie abwechselnd zu verkünden nicht müde wurden; dieser beschränkte sich aber auf einen einzigen Vorfall, den sie so häufig in Gesellschaften zum Besten gaben, als wenn ihr ganzes Leben damit abgeschlossen ge-

wesen wäre. Wie oft hat der Clubb in Adorf diese Geschichte hören müssen!

„Unser Präceptor konnte reiten, wie der Teufel!“ begann der Major und blies einen dunkelblauen Tabacksring vor sich hin. „Das will ich meinen!“ versetzte der Hauptmann und blickte dabei den Oberpfarrer, der sich erdreistete, ein zweifelhaftes Gesicht zu machen, so herausfordernd an, daß dieser aus Verlegenheit den Schaum aus dem Bierkruge blies. Da der Postmeister und sogar der Bürgermeister sich herbeifanden, um den Herren vom Adel, welche gewissermaßen, wie die beiden wilden Männer auf dem dänischen Wappen, die Ehre der Gesellschaft aufrecht hielten, den nöthigen Beifall zu sichern, so fuhr der Major, indem er ein Bein über das andere und den Kopf zurück an die Stuhllehne legte, mit der Erzählung fort:

„Trat eines Morgens unser Präceptor gestiefelt und gespornt in unsere Stube und meinte, es wäre hohe Zeit, daß wir tüchtig reiten lernten, unsere alten Ackergäule könnten wir dazu freilich nicht gebrauchen; in Böhmen drüben aber gäb' es Krieg zwischen den Preußen und Oesterreichern, vielleicht fände sich da Gelegenheit, einen Pferdehandel zu machen, er wolle daher nach Eger reiten, sich umschauen und zwei Tage ausbleiben.“

Jetzt kam der Hauptmann an die Erzählung, welche er, während er seinen Meerschaumkopf auf dem Rockärmel polirte, mit gemüthlich schnarrender Stimme fortsetzte: „Die zwei Tage vergingen und zwei Wochen und dann Monat auf Monat, aber der Präceptor kam noch immer nicht zurück. Da auch in Eger, wohin wir unsern Jäger nach Kundschaft von ihm ausgeschickt hatten, keine Spur von ihm aufzufinden war, so hatten wir ihn bereits aufgegeben, als an einem schönen Sonntag ein österreichischer Uhlan auf einem prächtigen Schecken und mit einem braunen Jagdpferde zum Schloßthor hereingesprengt kam.“

„Und wer war der Uhlan?“ fiel jetzt fragend der Major ein und sah sich im Kreise der Zuhörer wie nach einer Antwort um. Da aber Jeder im unterthänigen Respect sie an sich hielt, so platzte gewöhnlich der Hauptmann damit heraus:

„Unser Mosen war wieder da! Er hatte als Freiwilliger die Schlacht bei Prag mitgemacht und glücklich die beiden Pferde als Beute mitgebracht. Schon Tags darauf begann unser Präceptor den Reitunterricht mit uns und ich hoffe, wir sind keine schlechten Reiter geworden."

„Ein Tausendsappermenter!" schloß gewöhnlich der Major, zog die dreigehäusige Sackuhr, an welcher das Petschaft mit dem Familienwappen baumelte, hielt sie an's Licht und fragte: „Der Kerl mit den Pferden?" „Unterthänig aufzuwarten!" sagte der Wirth, „er hält unten vor der Thüre." „Gute Nacht, meine Herren!" „Gute Nacht, gnädiger Herr Major, Herr Hauptmann, gute Nacht!" schnarren ein Dutzend Stimmen durcheinander, und unsere alten Freunde verschwinden, während der Bürgermeister dem Schulrector versichert: „Ganz allerliebste Herren!" Unten wiehern die Pferde und eine Weile darauf hört man sie über den schlecht gepflasterten Marktplatz sprengen, zwei brave, alte, adelige Herren, noch unberührt vom Odem unserer neuen Zeit, unbezweifelt und sicher in ihrem Dasein, zwei Cavaliere mit allen Licht- und Schattenseiten des frühern Landadels im Voigtlande. Ihnen entgegen dunkelt die Nacht, in welche sie verschwinden, und dahinter ihre Familiengruft, wo sie nunmehr schlafen in ihren Särgen und sich gar wenig um die Frage von der Abschaffung des Adels, der Titel und Orden kümmern, und sollten ihre Schemen sich doch einmal in ihren morschen Särgen aufrichten, so blasen sie sich gewiß Ringe von Rauch zu, der Eine sagt: „Ja, unser Präceptor!" und der Andere: „Ein Tausendsappermenter!" Beide aber: „Gute Nacht, meine Herren! Gute Nacht!" und legen sich wieder hin und schlafen weiter, ungestört von der Zeit, welche mit ihren Rattenzähnen selbst das steinerne Gewölbe zernagt und mit grünem Moos ihr Wappen oben über dem Eingang dazu auslöscht.

Als aber beide Brüder damals zu Ende des siebenjährigen Kriegs stattliche Junker zu werden sich anschickten, lesen, schreiben und rechnen, vielleicht auch ein wenig Französisch radebrechen, vor Allem aber tüchtig reiten und mit der Pistole auf vierzig Schritt in's Schwarze treffen konnten, brachte sie mein Groß-

vater nach Dresden in das Cadettenhaus, wo sie sich auf einige Zeit als Cadetten verpuppen sollten, um als Lieutenants bei der Armee ihre Schmetterlingsflügel zu entfalten. Der Präceptor dachte noch im spätesten Alter mit Entzücken an jene Dresdner Tage. Er hatte auch alle Ursache dazu, hatte er doch dort den sonderbarsten Traum seines ganzen Lebens. Im alten Hôtel de Saxe in der Pirnaischen Gasse, welches sich später in das Justizamthaus und seine hin- und herlaufenden Marqueurs in stillsitzende Actuars, seine Stallnechte in Amtsdiener, seine dampfenden Braten in dumpfige Aktenstöße, seine rothen und weißen Weine in große Tintenflaschen und kleine Tintenfässer, ja auch sogar seine Höflichkeit bei Bewillkommnung der freiwilligen Gäste in grobe Vorladungen bei Vermeidung von fünf Thalern Strafe oder auch der Herbeiholung durch den bewaffneten Amtsdiener verwandelt, jedoch die Fertigkeit, hohe Zeche zu machen, keineswegs vergessen hat, dort war mein Großvater damals eingekehrt, wo diese schaurige Verwandlung noch nicht eingetreten war. Nachdem er seine Zöglinge glücklich untergebracht hatte, beschloß er noch einige Tage auf die Sehenswürdigkeiten der Residenz zu verwenden. Müde vom vielen Herumwandern hatte er sich gegen Abend auf sein Zimmer zurückgezogen, um, in einen Armstuhl hingestreckt, eine Weile zu schlummern. Der gesuchte Schlaf aber verwandelte sich in ein wirres Träumen. Ihm kam es vor, als irrte er durch eine Wildniß in dunkler Nacht, aus welcher in der Ferne eine weinende Mädchenstimme ihn zu rufen schien. Eine unwiderstehliche Macht trieb ihn vorwärts über die Wurzeln der Bäume, die, wie harte Schlangen, über seinen Pfad krochen, durch die dornigen Brombeerstauden, welche wie bissige Thiere, ihre Stacheln in sein Blut tauchten und wieder über endlose Steppen und in Bergschluchten hinein immer der weinenden Stimme nach. Je weiter er vorwärts kam, desto ferner erschallte sie, so daß er sich vergebens abrang, sie zu erreichen. Da fiel es ihm ein, denselben Klagelaut, den er vernahm, mit seiner Stimme nachzuahmen. Kaum hatte er das gethan, so kam es ihm vor, als nähere sich der weinende Laut und käme immer näher, nicht aber von Oben, sondern unten in der Erde, bis er wie vor seinen Füßen klang. Wie er, halb

im Uebermuth, halb in der Angst, den Laut nochmals wiederholte, senkte sich plötzlich der Boden unter ihm, so daß er wie in einen Schacht fuhr, tief und tiefer hinein in die Finsterniß, aber doch einem lichten Schein entgegen, welcher, wie er bald entdeckte, von einer Bergmannslampe herrührte. Diese stand auf dem Boden, welchen jetzt sein Fuß berührte, einige Schritte davon stürzte sich der Schacht wieder in die Tiefe der wehklagenden Stimme nach und eine Leiter stieg in ihn zugleich hinein, als wollte auch sie zu Hilfe kommen. Unwillkürlich ergriff er die Lampe, setzte sie auf den Kopf in den Schnabel seines dreieckigen Hutes und stieg weiter hinein in die Grube, beherzt und vorsichtig, von Sprosse zu Sprosse. Ihn bekümmerte nicht die Musik der an den erzglitzernden Wänden herunterfallenden Tropfen, nicht das dumpfe Brausen der unterirdischen Ströme, nicht die Salamanderaugen der Kobolde aus den Wandritzen umher, nicht das unheimliche Picken, Schnarren und Pfeifen unsichtbarer Ursache aus hergnstreifenden Nebengängen, er mußte weiter und weiter. Ihn kümmerten auch nicht die rothen Flammenrosen, welche vor seinen Augen zu tanzen begannen, nicht die Frostschauer, welche mit Spinnenbeinen ihm über den Rücken liefen, muthig stieg er der weinenden Stimme nach, bis er plötzlich im grünen Gewölbe stand, das er Vormittags mit allen seinen königlichen und kurfürstlichen Kostbarkeiten und Raritäten besehen und angestaunt hatte. Aber alle dort vorhandenen Figürchen, verfertigt aus verkrüppelten Riesenperlen, Gold und Email, liefen auf den Rändern der goldenen Becher und Gefäße umher und schrieen; „Zu Hülfe! Zu Hülfe! Der Großmogul will seine Prinzessin ermorden!“ Selbst der künstliche Kirschkern mit seinen hundert Gesichtern rief aus hundert Mäulern zugleich: „Zu Hülfe! Zu Hülfe!“ Bereits schleppten auch die Tataren aus dem hinteren Zimmer das große Kurschwert herbei, dessen Griff von leuchtenden Diamanten funkelte. Geblendet von der flammenden Goldpracht, dem wimmelnden Leben der Zwerge und dem Hülfegeschrei umher, stand der Träumer einen Augenblick lang erstaunt, aber im zweiten, als er im Nebenzimmer wieder die klagende Mädchenstimme vernahm, flog er hin nach der scheinbar offenen Thür, rannte jedoch mit der Stirn an eine krystallene,

durchsichtige Wand an. Wie geschah ihm aber, als er bei dem ersten Blick in dieses so seltsam verschlossene Zimmer darin die schöne Obersteigerstochter aus Freiberg, welche er Vormittags im grünen Gewölbe getroffen, die ihm so sehr gefallen und an der Wirthstafel ihm gegenüber gesessen, jetzt dort händeringend und schluchzend vor dem gräßlichen Großmogul knieen sah, der schon mit dem ausgeholten Schwerte nach ihrem Nacken zielte!

„Halt!" rief der Träumer im Todesschrecken und wachte auf. Aber der bunte Traum schien sich im Wachen fortsetzen zu wollen, denn jetzt hörte er deutlich im anstoßenden Zimmer die jammernde Stimme der schönen Obersteigerstochter aus Freiberg sprechen: „Und sollte ich auf der Landstraße baarfuß betteln gehen müssen, den alten Finanzrath nehme ich doch nicht!"

„Das will ich doch sehen," versetzte grimmig der Obersteiger, „wie Sie sich bei der Sünde gegen das vierte Gebot anstellen wird! Kurz und gut, der Finanzrath ist Finanzrath und morgen ist Ihre Verlobung mit ihm und ich bin Ihr Vater! Für heute Abend, wo Sie sich in seinem Hause zur Suppe einfinden sollte, will ich Sie entschuldigen; Sie ungezogenes Wesen hat sich das Gesicht ganz abscheulich verweint, bleib' Sie zu Hause und halte Sie die Thüre verschlossen; vor Mitternacht bin ich wieder da! Glück auf!"

Mit diesen Worten entfernte sich der Obersteiger mit gravitätischen Schritten und ging die Hausflur vor und die Treppe hinunter.

Der Präceptor eilte an das Fenster, um sich zu vergewissern, daß der Tyrann wirklich sich entferne, und sah auch bald seine grüne Cylindermütze und dann das bekannte Bergmannsleder im Scheine der Straßenlaterne steif und unerbittlich vorübertrotzen.

Kehre lieber wieder um, guter Obersteiger aus Freiberg; es würde dein Herz schneller, als deine Taschenuhr, picken, fiel' dir jetzt plötzlich ein, deine silberne Schnupftabacksdose im Gasthofe stehen gelassen zu haben. Was würdest du zurückeilen, die Vergessene im Voraus mit den Augen suchen, und

sie, händigte sie der Wirth dir wieder ein, tief in deine Brusttasche versenken und mit vergnügtem Gesicht noch einmal daran fühlen, ob sie auch sicher genug darin steckt, und jetzt hast du doch dein kostbarstes Gut, das schon manchem Diebe in das Auge geleuchtet hat, dein schönes Kind, mit gekränktem, Trost und Hülfe suchendem Herzen allein und unbehütet zurückgelassen; du weißt es auch, aber doch setzest du deinen Weg ruhig fort mit der silbernen Dose in der einen und der pickenden Uhr mit dem ängstlich vibrirenden Minutenzeiger in der andern Tasche. Geh' du ruhig weiter, guter Obersteiger aus Freiberg, denn deinem Geschick: mein Urgroßvater weiblicher Linie zu werden, kannst du doch nicht entgehen. Glück auf!

Kaum hatte sich der Präceptor überzeugt, daß die Luft rein war, so lag er auch schon, bald mit dem Ohr, bald mit dem Auge am Schlüsselloch jenes Zimmers. Die schöne, unglückliche Nachbarin befand sich dort allein. Als jetzt der Lauscher den Ausruf zu vernehmen glaubte: „Mein Gott, ist denn für mich keine Hülfe mehr in der Welt?" klopfte er leise an, es folgte ein leichter Ruf der Ueberraschung und des Schrecks, dann eine kurze Unterhandlung durch das Schlüsselloch, endlich knarrte von drüben ein Riegel, welcher an der Thür zurückgeschoben wurde, diese that sich auf, und die Nachbarin, von dem Lichte der Lampe, welche sie in der Hand hielt, hell beleuchtet, erschien mit ihrem weichen, thränenfeuchten Gesicht, wie eine hinter dem Gewitter her aufblühende Rose. Die Bekanntschaft, welche Beide bereits gemacht, das Wohlgefallen, welches sie an einander gefunden hatten, und nun jetzt dazu die Lage, in welcher sie sich befanden, Alles zusammen ließ plötzlich in ihnen die gegenseitige Liebe aufflammen und mit Thränen und Küssen besiegeln. Doch der Drang der Umstände brachte die beiden Liebenden bald zur Besinnung. Ihr Vater war mit ihr in Amtsgeschäften hierher nach Dresden gekommen, wo einer seiner höheren Vorgesetzten, ein alter, abgelebter Finanzrath, sie kennen gelernt, sich in sie verliebt und um sie angehalten hatte. Ihr Vater, geblendet von Stand und Reichthum, hatte zugesagt, und morgen Vormittag sollte die Verlobung schon Statt finden, da vielleicht der alte Finanzrath

nicht viele Zeit zu verlieren haben mochte. In jenen Tagen hatten die Liebhaber trotz dem Zopfe noch den romantischen Muth im Herzen, Etwas für ihre Liebe zu wagen; sie waren noch nicht so polizeilich mürbe gerieben, um mit Anstand auf die versagte Hand der Geliebten Verzicht zu leisten. Der Präceptor war auch gar nicht der Mann dazu, einem schönen, wilden Abenteuer auszuweichen. Es wäre ihm die Gelegenheit dazu längst willkommen gewesen, nun stand sie da vor ihm und er griff mit beiden Händen zu. Er versicherte mich einst bei Gelegenheit, daß er dabei so wenig Gewissensregungen, wie ein Junge, welcher in einen Apfel aus Nachbars Garten beißt, empfunden hätte. Ihm schien bei diesen drängenden Umständen Nichts natürlicher, als daß sich Friederike, so hieß sie, entführen ließe und zwar ohne Zeitverlust. Sie ließ sich dazu bereden, die Gelegenheit war günstig, der Plan bald entworfen. Der Präceptor hatte auf seinem Beuteschecken seine Zöglinge hierher begleitet, von welchen sich auch noch ein Theil ihrer Garderobe in seinem Zimmer befand. Aus dieser wählte er einen vollständigen Anzug, mit welchem sich Friederike, nachdem er ihr aus ihren aufgelösten Haaren einen stattlichen, preußischen Zopf geflochten hatte, in einen Junker verwandeln sollte. Während sie sich umkleidete und dann ihre Sachen in den Mantelsack des Präceptors packte, schrieb dieser einige nöthige Worte an die beiden Cadetten und dann auch einige Zeilen zur versuchten Rechtfertigung an seinen künftigen Schwiegervater, worin er um seine Verzeihung und seinen Segen bat. Kaum waren die Briefe gesiegelt und überschrieben, so stand auch schon der neugeschaffene Junker Friedrich vor ihm, der netteste Junge von der Welt trotz dem verkehrt auf dem glatten Köpfchen sitzenden Hut. Nachdem der Präceptor den niedlichen Pagen mit ungezählten Küssen in seine Dienste genommen hatte, warf er ihm seinen Mantel um die Schulter und hieß ihn zur größeren Sicherheit vorausgehen und vor dem Gasthof warten. Da schleicht das verkleidete Mädchen, welches einst meine Großmutter werden sollte, mit klopfendem Herzen dieselbe steinerne Treppe hinunter, auf welcher noch in später Zeit, vielleicht zur Sühnung ihrer Schuld, ihr Enkel als Advokat acht Jahre lang

zur Amtsstube wandern sollte. Wie tröstlich wäre es, diesen Sinn dem Unsinn meines Schicksals unterlegen zu können!

Der Präceptor aber ging damals hinunter in die Wirthsstube, berichtigte die Rechnung, machte seine Bestellungen und hieß sein Pferd packen, satteln und vorführen. Obschon er sobald als möglich das Wirthszimmer verlassen und sich, spähend, doch dem Anscheine nach auf sein Pferd wartend, unter das Hausthor gestellt hatte, so konnte er doch auf der freilich sehr nachtdunkeln Straße die harrende Friederike nicht entdecken. Das Pferd wurde ihm jetzt herbeigeführt, er schwang sich hinauf und ritt langsam und um sich schauend auf den Neumarkt zu, aber Niemand folgte, Niemand rief ihn an, Friederike war nicht da. An der Mündung der Gasse hielt er still und stieg ab, indem er sich den Anschein gab, als müßte er den Sattelgurt fester schnallen. Der Sattel wollte und wollte nicht sitzen und Friederike nicht kommen. Welch ein angstvoller Augenblick! Welcher Zufall mochte sie am Stelldichein verhindern? War sie in zu großer Eilfertigkeit auf eine falsche Straße gerathen? oder hatte sie den Schritt, den sie thun wollte, plötzlich bereut und war sie zurückgeblieben? oder hatte sie ihn an einer dunkeln Gassenecke erwartet und doch verpaßt? Oder war sie auf der Gasse erkannt und zurückgehalten worden? — Wie viele Möglichkeiten der Verhinderung konnte es geben und aus jeder konnte, wie aus einer Vexirdose, ein Teufel mit rother Zunge, verdrehten Augen und einem Zettel, worauf „Verloren!" zu lesen, hervorspringen. Alle aber fuhren als Nägel in sein Herz, als wollte das Schicksal daraus das Wahrzeichen auf dem Schild eines Nagelschmieds machen. Schon war er im Begriff, das Pferd unter irgend einem Vorwand in den Gasthof zurückzuführen, als er seinen Namen flüstern hörte und Friederike auf ihn zueilte. Auf die Frage der Besorgniß um die Ursache der Zögerung entschuldigte sie sich damit, daß sie ihrem Vater Abends immer über den Stuhl vor seinem Bette den Schlafrock und die Nachtmütze darauf legen, die Pantoffeln zwischen die Stuhlbeine und die gestopfte Tabackspfeife zur Hand stellen müßte, das wäre ihr, als sie aus dem Hause gekommen, auf das Herz gefallen und sie deshalb wieder hinaufgegangen und

hätte ihre Pflicht gethan, das und das viele Weinen und ein Gebet zum Abschiede hätte sie so lange verhalten.

Der Präceptor bekämpfte in sich die Neigung zu einem zärtlichen Vorhalt und wanderte, um Aufsehen zu vermeiden, mit dem verkleideten Junker Arm in Arm, das Pferd am Zügel hinter sich herführend, zu dem Thore hinaus und endlich durch die Vorstadt hinaus in das Freie. Hier hob er den geliebten Flüchtling zu sich auf das Pferd, welches vor Freude, als wüßte es, daß es zwei liebende Herzen trüge, der frischen Aprilnacht entgegenwieherte und den frischesten Trab einschlug. Als vor ihnen die dunkeln, steilen Granitwände des Plauen'schen Grundes aufstiegen, aus welchem, den langen Nebelschleier hinter sich herziehend, die Weiseritz herunterstrudelte und mit jedem Stein in ihrem Wege zankte, rief Friederike ängstlich aus: „Das ist ja der Weg nach Freiberg!" „Auf dem Wege nach deiner Vaterstadt," versetzte der Präceptor, „werden wir wohl schwerlich gesucht, wenn wir verfolgt werden sollten, und ehe der Morgen graut, reiten wir um Freiberg herum und lassen die Stadt hinter uns; reut es dich, daß du bei mir bist und von nun an dein Leben lang?" Friederike drückte ihr thränennasses Gesicht an sein Herz. So ging die Flucht weiter. Sie hatten die ganze Nacht lang keinen andern Reisegefährten, als den hellen Mond, welcher sich neckend erst hinter die Berge, dann hinter den Blüthenschnee der Kirschbäume versteckte, oder auch hinter ein einsames, dunkles Bauernhaus sich verkroch, gewiß um dort einem andern Liebespaar zuzulauschen oder vielleicht nur den heulenden Kettenhund zu ärgern, bis er plötzlich wieder an die beiden Flüchtlinge auf der Straße dachte und nun lange am Himmel ehrbar einherging in einem durchsichtigen Wolkenhäubchen, mit welchem er sich kokett in jedem Brunnen spiegelte.

Wollte hier Einer von den vielen Tausenden meiner liebenswürdigen Landsleute, welche keine andere Wahrheit, als die der platten Wirklichkeit, gelten lassen wollen, den Verfasser dieser Erinnerungen mit zweifelsüchtigem Gesicht fragen: erstens, woher er wisse, daß an jenem Abend wirklich der Mond geschienen? und zweitens: ob der alte Tändler wirklich alle diese Narrens-

possen getrieben habe? so könnte er darauf getrost seinen Großvater als Gewährsmann nennen; er bedarf dessen aber nicht einmal, da er nur die Pflicht anerkennt, diese Geschichten, wie sie sich aus seiner Erinnerung gestaltet haben, mit den Farbentönen, welche sie darin tragen, hier in möglicher Treue wiederzugeben.

Nacht und Mond waren aber noch nicht verschwunden, als die beiden Flüchtlinge bereits Freiberg hinter sich liegen und die große Landstraße auf einem zufälligen Seitenwege, welcher höher in das Gebirge führte, verlassen hatten. Noch war der Morgen nicht angebrochen, als sie auch diesen Weg verloren hatten und sich mitten in dem dunkeln, wüsten Walde befanden. Sie hatten schon längst vom Pferde absteigen müssen, da der Wald immer dichter und die Baumwurzeln auf dem Boden immer knorriger und unsicherer geworden waren. Friederike hatte vor Müdigkeit schon lange kein Wort mehr gesprochen, der Präceptor beinahe seine Laune verloren und das Pferd trollte mit hängenden Ohren hinterdrein und fuhr nur zuweilen, wie aus dem Traume, in die Höhe, wenn es mit dem Hufe anstieß. Plötzlich schrie Friederike laut auf und zitterte an allen Gliedern, denn vor ihnen stand ein feuriger Riesenmann mit lang herabwallenden Haaren, der sich jedoch, wie mancher Held dieser Tage, bei näherer Untersuchung als faules Holz auswies. Doch hatte der kurze Schrecken das Gute, die Irrfahrer aus ihrem dumpfen Hinträumen zu erwecken. Sie hielten still. Friederike klagte über Frost und Müdigkeit und der Präceptor fühlte Hunger und Durst. Sie beschlossen daher, hier Rast zu halten und den Anbruch des Morgens abzuwarten. Sie befanden sich jetzt in einem Föhrenwalde, dessen hohe, schlanke Baumstämme auf einem sanften, sachten Bergabhang standen. Der Boden war mit kurzem, trockenem Moos gepolstert und unter dem Ueberwinde zur Waldruhe einladend. Zum guten Glück hatte der Präceptor ein Feuerzeug bei sich. In kurzer Frist loderte aus dem dürren Reisige, welches bald gefunden war, die gesellige Flamme und wirbelte der phantastische Rauch mit spielenden, rothen Feuerfunken in die dunkeln Baumgipfel empor, die mürrisch einander, wie alte Tabacksraucher, sich die Dampfwolken weiter unter die

Naſen blieſen. Friederike war bald wieder glücklich, wie ein Kind, zumal der fürſichtige Präceptor jetzt triumphirend aus den Piſtolenhalftern zwei rieſige Semmelzeilen mit Schinkenſchnitten und eine Flaſche Wein hervorzog. Gelagert an das wärmende Feuer, hielten Beide im tiefen Walde zuſammen ihr erſtes Mahl, jung und ſchön, frei und glücklich, wie die ewigen Götter, und wäre Friederike nicht gar ſo müde geweſen, und, in den Reitermantel gewickelt, bald eingeſchlafen, ſo hätte der Präceptor gern den Morgen herbeigeküßt. So jedoch mußte er ſich die Zeit dadurch vertreiben, daß er Semmeln mit Wein begoß und ſie dem Schecken zwiſchen die Zähne ſchob, und daß er dann und wann einen dürren Aſt abbrach und in das Feuer warf. Tauſend Gedanken, heitere und leichte, aber auch trübe und ſchwere gingen ihm dabei durch den Sinn; fiel ſein Blick auf das im Scheine des Feuers leuchtende Geſicht ſeiner ſchönen, ſo verwegen gewonnenen Braut, welche hier, das Haupt zurückgelehnt an einen Föhrenſtamm, auf dem Mooſe zwiſchen Anemonen und blühendem Heidelbeerkraut, ſeiner Ehre vertrauend, ſicher und ruhig ſchlummerte, ſo ſchlug ihm ſein Herz ſchneller vor Freude über ſein Glück, ſich von dieſem reizenden Mädchen ſo ganz geliebt zu wiſſen und ſie ſein eigen zu nennen; aber wie die Flamme des Feuers ſchwächer wurde und der Schatten der Nacht wieder ſeine Schleier über das Geſicht der Schläferin deckte, wachte ein Heer mißfarbiger Gedanken in ihm auf und flüſterte ihm odembeklemmende Fragen in die Seele: „Leichtſinniger! meinſt du wirklich dem Zorn ihres ſchwergekränkten Vaters zu entrinnen? Wie, wenn er den Arm der Juſtiz und ihre Häſcher gegen Euch aufbietet, werden ſie Euch nicht finden?“ und ein Chor von Kobolden, ſo kam es ihm vor, ſchnarrte aus den bewegten Wipfeln des Waldes die Antwort: „Finden und binden!“ Das waren die Stimmen der Furcht, welche er, tapfer wie er war, bald zum Schweigen brachte, indem er bei ſich ausrief: „Sie bleibt am Ende ſeine Tochter!“ Er hatte ſich zu ihr, zwiſchen ſie aber vorher das Geſpenſt der Sorge geſetzt, welches ſeine kalte Hand ihm in die Bruſt ſteckte und das Herz mit der Frage zuſammenpreßte: „Haſt du ein Obdach, welches du ihr bieten kannſt?“ „Ich habe

und ich weiß keins!" mußte er kleinlaut antworten und es fragte ihn wieder: „Womit willst du sie ernähren, der du nun Nichts weiter, als ein verabschiedeter Präceptor, bist?" Er schnippte darauf zur Antwort mit den Fingern, denn er entsann sich, daß er im Geldbeutel noch das ungeheure Vermögen von ungefähr zwölf Kronenthalern hatte und obendrein noch ein Paar silberne Schuhschnallen und sogar noch das Pferd besaß, welches er ohnedies verkaufen mußte, da er für dasselbe weder Stall noch Futter mehr hatte. „Ja! es muß auch fort!" sagte er betrübt zu sich, und dann zum Pferde, welches seinen Kopf hängen ließ: „Ja, du mußt auch fort!" Er wurde bei diesem Gedanken immer trauriger, denn er sah im Geiste schon den Engel die Flammenruthe binden, womit dieser ihn mit Eva aus dem Paradiese der Freiheit austreiben würde. „Wohin soll ich aber mich mit ihr zunächst wenden?" Diese Frage stellte er an sich selbst und stemmte dabei nachsinnend die Ellenbogen auf die Kniee und verbarg das Gesicht in die flachen Hände. Indem er so seinen Gedanken Gehör gab, trat das Bild eines Jugendgespielen, welcher, irre ich nicht, Merz hieß und nunmehr Pfarrer im Bergstädtchen Schöneck war, ihm vor die Seele. Sie hatten früher, als dieser noch Student war, manches lustige Abenteuer zusammen in den voigtländischen Landstädtchen bestanden. Merz hatte ihm jeden Freundschaftsdienst auf alle Fälle der Noth zugesagt, Merz hatte auch, als er den lustigen Studentenrock aus und den Priesterrock angezogen, sein Benehmen zu dem früheren Genossen nicht geändert, und zu seinem Freunde Merz beschloß er jetzt zunächst seine Zuflucht zu nehmen. Kaum war er so mit sich einig geworden, als er in der Ferne einen Hahn krähen hörte, dem er wieder so lustig antwortete, daß Friederike vom Schlafe auffuhr und noch halb im Traum ausrief: „Gleich, Vater, gleich!" Lachend fing der Präceptor die Schlaftrunkene in seinen Armen auf, welche sich jetzt auf sich besann, um, bitterlich weinend, sich wieder in den Mantel zu verhüllen. Vergebens suchte er die Ursache ihres Kummers zu erfragen, — keine Antwort, als Thränen, — vergebens machte er sie auf die krähenden Hähne aufmerksam, welche die Nähe menschlicher Wohnungen verriethen, — keine Antwort, als Schluchzen und Seufzen, ver-

gebens suchte er sie mit der heiligsten Versicherung seiner Liebe und Treue zu trösten, — keine Antwort, als Stöhnen und neue Thränenfluthen. Allmählich ermüdete der Präceptor in seinem Zureden, ein langes Schweigen trat ein und hätten Beide jetzt einander in die Herzen blicken gekonnt, so würden Beide sich mitten in der Reue über den gethanen Schritt ertappt haben, nur mit einigen wesentlichen Verschiedenheiten in der Art und Weise; der Präceptor grollte einfach über die geringe Anerkennung, welche das ungeheuere Opfer seiner schönen Freiheit bei Friederike zu finden schien, was er nur aus einem Mangel wahrer Liebe sich zu erklären vermaß, während sie nur dem weiblichen Instinkte folgte und ein Thränenbad nahm, in welchem sie sich von aller Schuld rein wusch und dabei die Einleitung zu einem klugen, spröden Schmollen traf, in welchem allmählich ihr jungfräulicher Stolz sich gegen ihn geltend machte. So waren Beide mit einem Ruck in die Liebesquälereien des Brautstandes gerathen, welche immer einer glücklichen Ehe vorausgehen, denn die starre Individualität in den Flammen des Schmerzes und Entzückens zu zerschmelzen, um sie in neue Formen zu gießen, ist die Aufgabe der echten Liebe. Man hat sich daher nicht zu wundern, wenn sich Liebende einander mit den wunderlichsten Grillen von der Welt quälen, sie arbeiten nur, freilich unbewußt, in ihrem Berufe. Es würde vielleicht auch den Männern in der Liebe und Ehe den Frauen gegenüber zu leicht gemacht, deshalb sind die Launen der letzteren gewiß zum Gleichgewichte des Daseins nöthig. Wie dem auch sein mag, so schauerte damals der Morgen herein über ein junges Paar, welches zu glücklich war, um sich nicht gar sehr unglücklich zu fühlen. Schon brodelte der Hexentanz des Nebels in wunderlichen, phantastischen Gestalten über den Rücken des Berges irr und wirr durcheinander, schon ging der Specht schreiend an seine Arbeit, als sich Beide entschlossen, vom Lager aufzubrechen, um einen Weg in die Welt oder wenigstens zu einem Dorfe zu suchen. Es gelang ihnen auch bald, auf einen Pfad und aus dem Walde hinauszukommen, wo ihnen die aufgehende Sonne in das Gesicht lachte und auch aus ihren Herzen Wolken und Nebel vertrieb. Wie aber vor ihnen die erste Lerche im endlosen Wirbel empor-

stieg, begann auch der Präceptor ein lustiges Lied zu singen, in welches Friederike erst schüchtern, dann immer lauter mit einfiel. Als aber jetzt bei der Wendung des Weges dicht vor ihnen ein Dorf da lag, jubelten sie so laut durch die Gasse hinein, daß die Kinder zum Theil in Hemden, alle aber baarfuß aus den Hausthüren stürzten und ihnen hinterdrein liefen, so seltsam kam ihnen diese Erscheinung vor. Freilich mag ihr Aufzug, Beide mit Tannenreisern auf den Hüten, singend am frühen Morgen den Waldweg in das Dorf durch die blühenden Bäume auf dem Schecken einherreitend, wie ein schönes, lebendiges Märchen ausgesehen haben.

Auf ihre Anfrage zurechtgewiesen, kamen sie an das Wirthshaus, wo sie einkehrten und sich einige Stunden lang pflegten, so gut es geschehen konnte. Nachdem auch das Pferd Krippe und Tränkeimer geleert hatte, setzten sie ihren Weg, zuweilen geleitet von einem Boten, fort und gelangten ohne weitere Abenteuer Tags darauf in später Nachmittagsstunde auf der Höhe von Schöneck an.

Um Aufsehen im Städtchen zu vermeiden, beschlossen sie hier am Fuße eines Felsens den Abend abzuwarten, indem zugleich der Präceptor die Zeit benutzte, seiner Braut die nöthigsten Mittheilungen zu machen. Nachdem er ihr seine Verhältnisse, welche darin bestanden, daß er eben keine hatte, und seine Aussichten, welche diesen gleich waren, weitläufig mitgetheilt und was an ihrem Gewichte fehlte, mit Liebesschwüren zu ersetzen gesucht, machte freilich Friederike Anfangs große Augen, denn er war ihr wie ein junger Cavalier vorgekommen und ihr Glaube, daß wer ein schönes, eigenes Reitpferd halte, dazu auch einen Stall bei dem Hause, mithin dieses selbst haben müsse, war gewiß verzeihlich. Wohl mochte ihr unterwegs durch den Kopf gegangen sein, wie nett und sauber sie als junge Frau ihr Stübchen ganz so, wie sie es in Freiberg hatte, bis auf das blauseidene Spiegelband und die niedlichen Porzellanfigürchen auf dem bachsbeinigen Tischchen bei dem Ofen, wieder einrichten wollte, und vielleicht mochte sie daran hauptsächlich gedacht haben, ob es ihrem Stande nicht geziemen werde, Sonntags Pantöffelchen von rothem und Werkeltags von

grünem Saffian, immer aber weiße Zwickelstrümpfe zu tragen? Und nun jetzt? Da lagen die Trümmer ihrer Träume; lange saß sie da und sah der Abendsonne nach, welche, wie eine schwere Rose, am Horizonte stand und immer mehr abblühte, bis sie endlich ganz verschwunden war und im Gluthenschauer unzählige Purpurwölkchen, wie ihre abgefallenen Blätter, über den Himmel flogen.

Jeder Mensch hat einen Augenblick, wo er den höchsten Punkt des ihm beschiedenen Lebensglücks erreicht und nun wieder bergab wandern muß, wie in tiefe, dunkle Schluchten hinein. Mag ihn auch noch dann und wann ein heiterer Sonnenstrahl treffen, so ist es doch nur vorübergehend und sein Schatten dehnt sich vor ihm aus; mag noch hie und da eine Blume an seinem Wege blühen, so blüht sie doch nicht auf ihm, sondern vielmehr hinter eisernen Stacketen, der Wanderer zieht vorüber und gedenkt der Zeit, wo auch seine Lebensblume einmal blühte.

Dieser Augenblick war dem Präceptor bei jenem Sonnenuntergang beschеert, als ihm Friederike mit feuchtem Blick in die Augen sah und treuherzig sagte: „Ich bin Dein!“ Mit diesen Worten war die romantische Poesie ihres Lebens abgeschlossen, das gemeine, strenge Leben machte von nun an sein Recht über sie geltend.

Es war Nacht geworden, als sie auf dem treuen Pferde, das sie knietief durch den fensteranspritzenden Koth des Städtchens einhertrug, in den Gasthof „Zum rothen Ochsen“ gelangten. Sei mir in der Erinnerung tausendmal gegrüßt, du Schönecker Bukephal, der du später mich in deine dampfende Halle so oft zum Ausruhen gelockt hast! Noch schwebt dein knarrendes, mit jedem Winde kokettirendes Schild mir vor den Augen, unwiderstehlich, noch sehe ich den roth und weiß geflammten Marmor der lockend angeschnittenen Blutwurst am Schaufenster liegen, unentrinnbar, und dahinter ihre Schwester, das lachende, riesige Schänkmädchen mit dem schäumenden Bierkrug, wer kam nach Schöneck und konnte dort vorüberkommen?

Es wird damals dort nicht viel anders gewesen sein, als zur Zeit meiner ersten Jugend; denn es ist kaum zu glauben, wie lang ein solches Bergstädtchen sich im Herkömmlichen er-

hält, nicht nur in der Unbequemlichkeit der Bauart der Häuser und der kothigen Straßen und Gassen, in welchen der Wind und die Sonne allein die Reinigung besorgen, sondern auch in dem altväterlichen Geist und Gesinnung der Einwohner, ihrer Sprache, Sitten und Gebräuche. Alle diese kleinen Städte sind, wie sumpfige Dümpfel, welche außer Zusammenhang mit dem Strom der Menschen gekommen sind. Schöneck war auch in älterer Zeit noch in der besondern Lage, daß es große Freiheiten genoß, unter Anderm keine Steuern bezahlte, keine Rekruten zum Militair stellte, jede Familie unentgeltlich Holz und Strauchwerk aus dem königlichen Walde zum Bedürfniß erhielt, dagegen aber auch auf eine bestimmte Anzahl Häuser beschränkt war.

Erwägt man, daß die Gewerbe an den Zunftzwang, die Gerechtsame an Hausschwellen, die Aemter der Stadt an bestimmte Familien, aus welchen der Rath sich ergänzte, gebunden waren, und solchergestalt die Einwohnerschaft vor dem Zufluß neuer Ansiedler gesichert war und nur nach Kasten heirathete, so kann man sich vorstellen, welch' ein urdeutsches Gemüthsleben in früherer Zeit dort sich entwickelt hatte. Jetzt ist es überall anders geworden, vielleicht sogar „der rothe Ochsenkopf", welcher auf dem Schilde so gemüthlich aus den gekreuzten zwei Beilen hervorschaute, verschwunden und der tapfere Ochsenwirth zu seinen Vätern versammelt, der die Ehre Schöneck's einst so ritterlich vertheidigt hat. Tapfer mußten auch die Gastwirthe im Voigtlande sein, denn Schlägereien unter den Gästen gehörten zur Tagesordnung, zumal in Schöneck beim Ochsenwirth Sonnabends Nachmittags, wenn dort die Bauern aus den benachbarten Dörfern auf der Heimkehr vom Wochenmarkt sich einen Rausch getrunken hatten. Fanden sich dazu noch rauflustige Bürger, so war der Krakehl fertig. Eine Neckerei machte gewöhnlich den Anfang. Eine Scene dieser Art für hundert!

„Wie war das mit den Ferkeln?" fragte augenzwinkernd Einer über den Tisch hinüber. Der Angeredete räusperte sich und erzählte:

„Vor Zeiten war einmal der wohlweise Rath von Schöneck

zur Bürgermeisterswahl beisammen, die Rathsherren waren übereingekommen, daß derjenige von ihnen, welcher einen Einfall hätte, auch Bürgermeister werden solle. Einige Minuten lang saßen sie schon zusammen und Keiner hatte einen Einfall, denn da der neue Bürgermeister zum Wahlschmause herkömmlich einen Ochsen schlachten lassen mußte, so ließ Jeder dem Andern gern den Vortritt und Alle hielten den Odem an sich, so daß es ihnen schwarzgelb vor den Augen wurde. Inzwischen fingen die Stadtverordneten an mit Rebellion zu drohen, den Rathsherren ward schwül zu Muthe, doch Jeder dachte an seinen Ochsen und schwieg. In dieser Noth ging der Senator Fritz, der Dickste und Frömmste von ihnen an das offene Fenster, um Luft zu schöpfen, denn gerade ihm, der so gesprächig, fiel das Schweigen am Schwersten. Das wußten die Andern und rückten ihm deshalb an das Fenster nach. Fritz stand aber eine ganze Stunde lang stumm am Fenster und sah einer Heerde Ferkel zu, welche vor dem Rathhaus in der heißen Sonne in der Pfütze spielte. Fritzen gefiel das Schauspiel so, daß er endlich, sich vergessend, in die Worte ausbrach: „Sind wir doch possirlich, so lange wir jung sind!“ „Vivat hoch! unser neuer Bürgermeister Fritz!“ rief da, vom heiligen Geiste erleuchtet, die Versammlung, schrie schon der Rathsdiener zur Thüre hinaus, jubelten die herbeieilenden Bürger, kreischten die Weiber und Kinder, quiekten die erschrocken vor der Urwahl davon flüchtenden Ferkel, und nur Fritze sagte gerührt: „So nehmt in Gottes Namen Euern Ochsen hin!“ — Unter unauslöschlichem Gelächter von der linken Seite der Tafel und unter Zischen und Fußscharren von der rechten, wo die Bürger saßen, hatte der Bauer seine Erzählung geschlossen. Da erhob sich in dem Centrum der Letzteren der vierschrötige Rathszimmermeister und trat, gefolgt von seinem Anhang, zu dem Sprecher und zog demselben eine so kräftige Ohrfeige, daß dieser auf den Boden fiel. Dies war das Signal zur allgemeinen Schlacht. Wuthgeschrei, im Wurfe sich entleerende und zerschmetternde Bierkrüge, blutige Köpfe, umgeworfene Bänke und Tische, zusammengebrochene Stühle, Alles durcheinander, Arme und Beine in einem sich herumwirrenden Knäuel

— ein lebendes Bild nach Ostade! — Dies Alles geschah in einem Augenblicke, der zweite hatte schon die ganze Scene geändert, denn unter der Thüre erschien der Ruhestifter, unser Ochsenwirth, die weiße Zipfelmütze thatenlustig auf das linke Ohr geschoben, mit der braunrothen Tuchweste, an welcher jeder Knopf ein angeöhrter 20-Kreuzer ist und Respekt verlangt, welchen die mit der Rechten geschwungene Karbatsche hinlänglich unterstützt und sein böhmischer Bullenbeißer unwiderstehlich macht. „Pack' an, Harras!", mit dem der Hund auf Befehl seines Herrn heulend dazwischenspringt und einen armen Leineweber, gerade den Unschuldigsten von Allen, an die Wand würgt, stellt die Ruhe im Hause her und der Ochsenwirth kann in aller Gemüthlichkeit den Belagerungszustand erklären, bis der geschehene Schaden zu seinem Vortheil taxirt und bezahlt ist sammt der Bratwurst, welche der große Harras zur Belohnung seiner Tapferkeit erhält und unter der Ofenbank verzehrt. —

Doch der kluge Ochsenwirth hatte nicht nur ein Unterhaus für das Volk, sondern auch ein Oberhaus für die Honoratioren, zu welchen voran der Pfarrer Merz, dann der Stadtschreiber, der Bürgermeister, der Stadtchirurg, der Königliche Förster und alle ausgezeichneten Personen des Ortes gehörten, die berechtigt waren, Haarbeutel oder Zopf zu tragen, aus langen, irdenen Pfeifen zu rauchen und mit „Sie" angeredet zu werden, während jeder Andere ein „Er" war. Wie ist jene goldene Zeit so ganz verschwunden, wo der dicke Visitator von Schöneck die schönsten Buttermädchen von der Straße auf sein Zimmer zur Specialuntersuchung kommen lassen, dagegen der Stadtschreiber unter irgend einem beliebigen Vorwand die Reichen in Geldbuße nehmen und die Armen in das „Loch" schmeißen, der Pfarrer Hoch und Niedrig von der Kanzel herab namentlich ausschimpfen, der Förster aber gar Jeden, der mit einer Flinte im Felde oder im Walde sich treffen ließ, über den Haufen schießen konnte. Damals war noch Gottesfurcht und Gehorsam unter dem gemeinen Volke, dem man dafür gern seine Trägheit, Dummheit und Völlerei nachsehen mochte; denn die rohe Gewalt übt sich leicht an Thieren und ihresgleichen. Wenigstens hatten

die herrschenden Kasten es damals bequem und kaum ist ihren blasirten Nachkommen das romantische Gelüst nach dem Regiment mit dem gemüthlichen Stocke zu verdenken. Jene Zeit war für die sogenannte vornehme Welt das polizeilich umhegte Paradies, freilich nur eben so langweilig; doch schon ringelte sich die bunte Schlange der Literatur um den Baum der Erkenntniß und bot ihre Früchte an, doch eben noch nicht in Schöneck, wo man in der Honoratioren-Stube mit Karten um Kupferdreier harmlos Tarock spielte. Wie ehrwürdig da die alten Knaben in ihrem Churfachsenthum an ihrem Spieltische saßen, jeder ein Prachtexemplar seiner Gattung! Der Pfarrer Merz, welcher ein klarer Freigeist unter seinen Collegen war, mochte eben sein Spiel gemacht haben, als er in das Nebenzimmer herausgerufen wurde, wo ihn der Präceptor erwartete. Friederike hatte sich bereits auf das Stübchen zurückgezogen, welches ihr der Wirt eingeräumt hatte. Sie hatte sich kaum wieder in ihrer Mädchentracht zurecht gefunden, als der Präceptor an die Thür klopfte und durch das Schlüsselloch anfragte, ob er mit seinem Freunde, dem Pfarrer Merz, Eintritt erhalten könne? Die Thüre öffnete sich und dem Pfarrer fiel vor Ueberraschung die irdene Pfeife aus der Hand, als er Friederike erblickte, indem er ausrief: „Nun begreif' ich Alles!" Er reichte ihr freundlich die Hand und sagte: „Mein Freund hat mir Alles mitgetheilt, was ich zu wissen brauchte; von heut' an seid Ihr bis auf Weiteres meine Gäste, kommt nur gleich mit hinüber auf die Pfarre, wo sich das Weitere finden wird."

So geschah es denn, daß die Flüchtlinge noch an diesem Abende unter gastfreundlichem Dache geborgen waren, wo Friederike mit der ihr eigenen Anmuth gar bald die junge Frau Pfarrerin für sich so zu gewinnen wußte, daß Beide schon am nächsten Morgen mit weißen Schürzen in der Küche am Herde standen.

Unterdessen saßen die beiden Freunde in der Studirstube zwischen bestaubten Kirchenvätern und Schweinsleder bei der Kaffeeschale und Morgenpfeife und hielten Rath. Auf der Flucht durch das Gebirge hatte Friederike dem Präceptor mitgetheilt, daß der Pfarrer Zöphel in Arnoldsgrün, eine Stunde weit von

Schöneck entfernt, ihr naher Anverwandter sei. „Da du die Geistlichkeit zum guten Freunde hast," meinte lachend Pfarrer Merz bei dieser Eröffnung, „so kann es dir nicht fehlen. Wenn es dir recht ist, so gehen wir noch diesen Vormittag zu meinem Amtsbruder hinüber und suchen ihn zum Fürsprecher bei deinem künftigen Schwiegervater zu gewinnen; vielleicht fällt auch ihm Etwas ein, wie Euch ein Unterkommen zu verschaffen ist; wie schwer dies vielleicht im Augenblick halten wird, weißt du am Besten."

Doch die Hülfe war näher, als sie Beide glaubten. In der Kirche zu Schöneck war das Hammerwerk Zwota eingepfarrt, dessen Besitzer im Städtchen wohnte. Dieses Hammerwerk liegt eine Meile von der Pfarrkirche entfernt, tief im unwegsamen Gebirge. Im harten Winter, welcher dort oft sechs Monat dauert, war nicht nur die Verbindung dorthin, sondern auch das Christenthum ganz eingefroren; Beide thauten nur erst im Frühjahr ganz wieder auf, wo auch erst die Kinder, welche sich nicht gescheut hatten, den Winter über auf die Welt zu kommen, zur Taufe nach Schöneck zum Pfarrer durch die Bergschlucht herausgebracht wurden.

So schlimm es auch mit dem Christenthum dort bestellt war, so hatten doch die Hammerschmiede zuweilen heftige Anfälle davon, welche zwar selten, aber dem Pfarrer Merz immer zur unrechten Zeit kamen. So erinnere ich mich aus meiner Jugend an einen Vorfall, welcher dem Pfarrer, war er für seine Herde zuweilen Etwas harthörig, einigermaßen entschuldigen kann. Der Pfarrer Merz und mein Großvater waren zu uns zur Kirmeß geladen. Die Gäste saßen in der wilden Herbstnacht, welche mit Schnee und Graupeln an die Fenster warf und im Schornstein, wie ein muthwilliges Kind, heulte, bei einer Bowle Punsch und Tarockspiel beisammen. Punsch und Spiel machten das Stübchen und das Zusammensein so traulich, daß Merz in lustiger Begeisterung die Citronenpresse emporhielt und die Gesellschaft aufforderte, bei diesem heiligen Zeichen zu schwören, bis zum Morgen beisammen zu bleiben. Schon hatten Alle die Hände zum Schwur erhoben, als das Maß des Frevels voll war und die Rache mit einer Hammerschmiedsfaust an die

Hausthüre klopfte. Die Gesellschaft verstummte, mein Vater eilte hinaus, öffnete und kam bald mit einem Zwotaer Waldmenschen zurück. Der Bote meldete, daß sein Vetter, ein Hammerschmied, im Sterben liege und nach dem heiligen Abendmahl verlange. Der Pfarrer sah sich daher genöthigt, trotz Sturm und Wetter aufzubrechen und der Stalllaterne des Boten zu folgen. Die Nacht war aber so wüst, daß sich Beide hinter Schöneck im Gebirge verirrten und unter lebensgefährlichen Abenteuern erst am andern Morgen in Zwota anlangten. Erwägt man, welche Opfer der Pfarrer seiner Amtspflicht gebracht hatte, so kann man leicht ermessen, wie es ihn befremdete, als er an die Hütte des Kranken kam, diesen auf dem Dach sitzen zu sehen, im Begriff den Schaden auszubessern, welchen der Sturm in der vorigen Nacht verursacht hatte. Desto gemüthsruhiger war der Hammerschmied, welcher von Oben herunter rief: „Gott sei Dank, Ew. Hochehrwürden, daß ich mein Leibschneiden wieder los bin, sein Sie nur so gut und heben Sie mir Ihren Zuspruch noch recht lange auf!“ — Was der Pfarrer darauf geantwortet, ist mir nicht bekannt geworden. — Doch jetzt sollte ein anderer Waldmann aus Zwota dem Pfarrer und meinem Großvater mittelbar aus der Verlegenheit helfen. Während sie Rath pflegend zusammensaßen, kam ein alter Hammerschmied herein und bat den Pfarrer, ihm sein Söhnchen zu taufen, welches gleich mitgekommen sei. Auf die Frage des Pfarrers, wo das Kind sei? bat der Schmied um die Erlaubniß, es herein kommen zu lassen, und öffnete die Thüre, in welcher ein junger, sechszehnjähriger Riese erschien mit einem großmächtigen Rehbock über den Schultern, welcher den Pfarrer wegen der so lange versäumten Taufe versöhnen sollte. Der Seelsorger war aber außer sich über dieses nachträgliche Christenthum der Hammerschmiede. Als er die Taufe in aller Stille auf der Stube vollbracht und der angehende St. Christoph sich mit seinen Pathen verabschiedet hatte, schlug Freund Merz mit der flachen Hand auf den Tisch und rief: „Nun weiß ich einen Posten für dich, Mosen! du gehst als Hammer-Präceptor und Heidenbekehrer nach Zwota; dein Gehalt wird gering sein, doch für den Anfang wenigstens annehmbar!“

So mußte denn das junge Paar, nachdem es der Pfarrer Zöphel in Arnoldsgrün mit seinem Vetter, dem Obersteiger in Freiberg, versöhnt und es auch getraut hatte, in die Wildniß hineinpilgern, wo es lange büßen und die Jahre der Verbannung nach den Kindern zählen mußte, welche sich beeilten, die Waldeinsamkeit zu beleben. Da sich aber mit dem Kindersegen weder das Diensteinkommen, noch das Wild im Walde vermehrte, welches dem Präceptor Fleisch in die Pfanne liefern mußte, so verließ er Zwota, als er an die bessere Lehrerstelle in Arnoldsgrün berufen wurde, wo er bis zu seinem späten Lebensende blieb.

Ob ich meines Vaters Mutter gekannt habe, ist mir nicht genau bekannt, da sie in meiner frühen Jugend verstorben ist; nur zuweilen tritt vor meine Seele das Bild einer alten, schönen Frau mit hellen, braunen Augen, welche mir ein kleines Bergwerk in einer Cylinderflasche verehrte. Eine Walze, welche man von Außen drehen konnte, setzte die ganze Bergarbeit in Bewegung, so daß die kleinen Bergleute zu pochen und zu hämmern, Andere die erzgefüllten Kübel nach Oben zu winden, wieder Andere das Erz auf kleinen Karren fortzuschaffen begannen. Das Spielwerk machte mir aber nur kurze Zeit lang Vergnügen, da die Oeffnung der Flasche zugeschmolzen war und ich das kleine Kunstwerk nicht zerstören konnte. Auf jeden Fall weicht das Bild meiner Großmutter hinter den Schleier meiner ersten Kinderkrankheit zurück.

Meine Mutter hatte mit meinem kleinen Bruder Eduard, welcher drei Jahre nach mir geboren wurde, ihren ersten Besuch bei den Großeltern in Arnoldsgrün gemacht und mich dazu mitgenommen. Es war ein schöner Frühlingstag und ich unterwegs über alles Maß munter und ausgelassen; aber kaum waren wir bei unsern Großeltern angekommen, so überfiel mich eine Müdigkeit und Traurigkeit, daß ich untröstlich zu weinen begann und nach Haus verlangte. Mein Großvater erkannte bald, daß ein Fieber bei mir im Anzug wäre, und rieth meiner Mutter, mich in einem Kinderwagen heimbringen zu lassen. Ist es mir doch, als sähe ich noch heute diese Heimfahrt! Die Mutter mit dem kleinen Bruder auf dem Arm neben dem Wagen, welchen

der gute Großvater zog, der diesen Dienst keinem Andern abtreten wollte, neben ihm mein treuester Gespiele, der Pudel Assur, welcher sich immer nach mir, wie besorgt, umblickte, dann um den Wagen herumlief, mir die herunter hängende Hand leckte und dann wieder zu dem Großvater zurückrannte, als müsse er den Wagen mitziehen helfen.

Kaum zu Hause angelangt, verfiel ich in die seltsamsten Phantasieen, man zweifelte an meinem Wiederaufkommen; ich soll neun Tage lang ohne Bewußtsein gelegen haben, so daß ich selbst Vater und Mutter nicht erkannte. Doch war es mir, als ob zuweilen ein Engel an meinem Lager säße, der mir bekannt war, ohne mich auf seinen Namen besinnen zu können, dessen Anblick mir unendlich wohlthat und dessen Frage: „Wie geht es dir, mein Juli?" mich noch heute erquickt.

Als das irre Träumen endlich von mir zu weichen begann, hielt ich doch den Glauben an diese schöne Erscheinung fest. Wohl hatte ich gemerkt, daß sie zuweilen mit der Abendsonne kam, welche in mein Krankenzimmer durch die breiten Bohnenblätter immer auf einige Augenblicke hereinleuchtete, ehe sie unterging. Als ich an einem Morgen wieder mit ganz klaren Sinnen erwachte, träumte ich doch den ganzen, langen Tag noch absichtlich dem Engel entgegen, und als die Abendsonne mit goldenen Ringen an der Wand zu spielen begann, hörte ich auch schon seine leisen Tritte und dann seine Stimme, und die helle Gestalt kam zur Thür herein, trat an mein Lager, beugte sich herab zu mir und fragte: „Wie geht es dir, mein Juli?" Und ich erkannte sie, es war die liebste Freundin meiner Knabentage, Wilhelmine von Thoß.

Wie neu und schön war mir die Welt, als mich die Eltern endlich wieder an die freie Luft in den Blumengarten neben dem Hause führten! alle Nervenfasern in mir sogen sich wieder am Leben fest. Bald hatte ich die Krankheit vergessen, nicht aber der alte Feldscheer und Dorfbarbier Ruttmann, welcher mich mit einem Wundersäftchen gerettet haben wollte. Dieser Dorfbarbier war für uns Kinder eine höchst merkwürdige Person. Er hatte als Feldscheer den Feldzug gegen die Türken im Jahre 1788 mitgemacht; jede Unterhaltung, in welche man sich mit

ihm einließ, schloß er mit dem Seufzer: „Ja, bei Lugosch ging es fürchterlich her!“ Dort hatte er einen türkischen Säbelhieb erhalten, welcher seiner Laufbahn im Felde ein Ziel setzte und ihn wieder zum herumschweifenden Barbiergesellen machte. Er war ein herzensguter Mann in einem seifengrauen Rocke, war uns Kindern aber furchtbar, wenn er das Rasirmesser auf dem Streichriemen abzog und dabei mit blutdürstigen Blicken von den kehlabschneidenden Janitscharen erzählte. Wie lauschten wir seinen Worten, wenn er uns von der großen Donau erzählte, welche als kleiner Bach im Schwarzwalde entspringe und, immer größer werdend, durch Schwaben und Baiern nach Wien komme und dann weiter durch die blühenden Ebenen Ungarns nach der Türkei gehe. Er war für uns ein Wundermann, der uns den Blick zuerst in die blaue, ferne Welt mit ihren verschiedenen Völkern eröffnete, als deren Abgesandter er vor uns stand; unendlich groß wuchs aber unsere Verehrung für ihn, als einmal ein ungarischer Arzneihändler in das Dorf kam, welcher mit seinem Kasten, von mir und einer Heerde anstaunender Kinder gefolgt, unsern Wundermann aufsuchte und dann mit ihm in einer wildfremden Sprache sich unterhielt; sie kamen uns vor wie zwei Hexenmeister, zumal als der Ungar seinen Arzneikasten öffnete, welcher mit seinem Duft das ganze Haus erfüllte, und eine schöne, bunte Flasche nach der andern daraus hervorholte, dabei die schwarzen Augen verdrehte und seinen ungeheuren Schnurrbart strich.

Doch die wirklichen Kennzeichen von einer großen, wunderbaren Welt, welche hinter unsern Bergen und Wäldern lag, vermehrten sich. Obschon mir mein Vater, als ich kaum noch lesen konnte, einige Hefte von Bertuch's schönem Bilderbuch vorlegte, die Bilder erklärte und dann auf den Landkarten mir die Länder zeigte, wo die abgebildeten Menschen und Thiere wohnten, so blieb doch Alles noch ein Traum in Bildern. Wir Kinder glaubten erst an die Wirklichkeit, wenn sie greifbar vor uns stand, dafür verwandelten wir wieder das Wirkliche in ein Märchen.

Ein solches begegnete uns, als mein Vater mit mir an einem schönen Wintertag einen Gang in das Freie machte, auf

der Landstraße. Berg und Thal lagen unter der weißen Schneedecke, die Bäume starrten bis in ihre feinste Veräſtelung von Eis und Reif, ja ſelbſt an den Tannen war kaum eine grüne Nadelſpitze zu ſehen. Wie wir ſo fürbaß gingen, erblickten wir in der Ferne eine ſeltſame Gruppe von Menſchen und Thieren, welche aus dem Winternebel, wie aus einer Wolke, hervorzukommen ſchienen; wir beeilten unſere Schritte, und gar bald kam mitten durch den Schnee auf uns zu ein Kameel, mit rothen Decken behangen, auf deſſen Rücken in einer Pelzkapuze ein Affe ſaß; voran ging der Treiber, auf deſſen Rücken eine Trommel hing. So hatte doch Bertuch's Bilderbuch nicht gelogen! es gab wirklich Kameele und Affen in der Welt, nur daß dieſe Beſtien, wie ich ſpäter bemerkte, ſelbſt im lieben Vaterlande gedeihen, wenn auch in anderen Geſtalten. — Doch immer näher wollte mir die Ferne rücken, als ich zuerſt ohne Mühe in der Bibel leſen konnte. Beſonders das alte Teſtament erregte meine Phantaſie und war mir um ſo verſtändlicher, je gleicher ſich die ländlichen Zuſtände der Hirten und Ackersleute auch in den verſchiedenſten Zonen bleiben und je mehr gerade in dieſen Verhältniſſen ſich die ältere jüdiſche Geſchichte entwickelt. Die großartige Einfachheit der Erzählungen darin, welche häufig ſich in die reizendſte Idylle verliert, bringt uns jene ferne Zeit und Gegend, welche ſich in ihnen abſpiegeln, unmittelbar in das Gemüth, welches aus ſeiner eigenen Natur heraus das Naturwahre immer am Lebendigſten erfaſſen wird.

Faſt ſchmucklos tragen ſich dieſe uralten Sagen, wie von ſelbſt, vor. Es iſt Einem, als höre man das unwillkürliche Rauſchen der Wälder oder der Meereswogen in verſtändlichen Worten, welche uns erzählen von den Wundern des Gottes in der Wetterwolke, ſeiner Gnade und ſeinem Zorn und von den Hirtenknaben und Mädchen, die er beſonders liebt und aus harten Prüfungen, welche er ihnen ſelbſt auferlegt, wieder errettet und ſie ſo gnädig ſegnet, daß ihre Nachkommenſchaft ſich mehret, wie der Sand am Meere.

Nur über das Eine konnte ich mich nicht zufrieden geben, daß das alte Teſtament in mehr als einer Stelle den Juden ihre Verbreitung und Herrſchaft über die ganze Welt verheißt,

während ich doch nun immer hören mußte, daß sie verachtet und verfolgt und auch in unserm Lande kaum geduldet würden. Meinen Vater plagte ich deshalb mit vielen Fragen, welche er endlich mit der Antwort beschwichtigte, daß Christus, dessen Wort die Welt beherrsche, ja auch ein Jude gewesen sei, so daß sich in ihm und seinen Bekennern die alte Verheißung allerdings erfüllt hätte. Damit gab ich mich denn auch zufrieden, doch blieb mir der alte, bärtige Handelsjude Abraham, welcher zuweilen zu uns hausiren kam, immer ein Gegenstand scheuer Verehrung, zumal ich den Scherz meines Vaters ernst nahm, daß die Juden vom urältesten Adel wären, die eigentlichen Barone von Gottes Gnaden, weshalb sie sich auch für das auserwählte Volk Gottes hielten!

Ich kann es nicht ableugnen, daß ich den alten Handelsjuden für den wirklichen Erzvater Abraham hielt, wobei ich nicht im Geringsten durch den Handel mit Pfennigbändern gestört wurde, hatte er doch einen langen, grauen Bart und ein langes, schwarzes Gewand.

Blieb mir doch noch selbst in den späteren Jahren das Judenthum ein großes, ungelöstes Räthsel, aus der Vorzeit auf unsere Tage überliefert, wie ein sich fortzeugender Trotz gegen den Gott der Weltgeschichte, welcher die ganze alte Welt in Trümmer zerschlug und in Erdkrume verwandelte, um daraus die christliche Welt des Mittelalters emporsteigen zu lassen, während ihm das Judenthum, wie ein Kiesel, aus der Hand fortrollte und weiter und weiter immer dasselbe blieb, als auch das Mittelalter wieder in Trümmer stürzte, durch die Reformation und Revolution bis in das Heute herein! Diese starre Beharrlichkeit des Judenthums im Alten ist seine ewige, ungesühnte Schuld, denn untergehen und aus dem Untergang sich neu zu gestalten, ist die Aufgabe jedes Zeitalters und jedes Volks. Weil die Hellenen schnell vorübergingen, wie die Jugend, wie die Schönheit und die Poesie, eben deshalb haben sie die wahre Unsterblichkeit errungen.

Aber wie Jehova der Gegensatz ist von der heitern Götterwelt der Hellenen, so verschieden auch das Schicksal der beiden einander so entgegengesetzten Völker! Achilles starb in der

Blüthe schöner Heldenjugend, Ahasver, der alte Rebell, stirbt nicht! —

Obschon der alte, unsterbliche Judengott von seinem neuplatonischen Sohn mediatisirt worden ist, so scheint es doch, als könnte er sich seinen alttestamentlichen Zorn nicht abgewöhnen.

Einst war er sehr nahe hinter mir her. Ich hatte in der Schule die süße Angewohnheit, bei schönem Wetter lieber draußen herumzulaufen und Schmetterlinge und Vögel zu jagen, als mit der schwarzen Rechentafel zu sitzen und mich mit Ziffern zu plagen. An einem schönen Sommertage war mein Vater genöthigt, einen längeren Ausgang zu machen; da ich nun schon öfters seine Abwesenheit benutzt hatte, die Schulstube mit dem grünen Walde zu vertauschen, so setzte er mir den unsichtbaren, alten Gott zum Wächter, der mich überall sehen und strafen könne. Aber ich Heidenkind hatte bereits seldflüchtige Gedanken und schon den ganzen Tag darauf gewartet, daß mein Vater den Rücken wendete, denn ich hatte im Walde eine Vogelfalle aufgestellt, um ein wunderschönes Rothkehlchen zu fangen, welchem ich schon längst nachgeschlichen war. Kaum mochte der Vater das Dorf verlassen haben, so hatten wir, ich und mein Bruder Eduard, die Furcht Gottes und die Schule hinter uns. Obschon es am späten Nachmittag war, so lag doch noch über den Feldern, auf welchen die Sicheln und die Grillen mit einander schrillten, eine drückende, schwüle Hitze, in deren Gluthen die ganze Erde zu verschmachten schien. Uns kümmerte das Alles nicht, denn unsere Aufmerksamkeit war auf Wald und Vogelfang gerichtet und vielleicht unser Herz zwischen der Begierde nach dem Besitz des Rothkehlchens und der Furcht vor dem wohlverdienten Zorn Gottes getheilt. So gelangten wir über den Berg hinaus, zwischen den reifen Kornfeldern hindurch in den Wald, der odemlos in ängstlicher Spannung dazustehen und die am Himmel sich verbreitenden, weißen Wolken zu betrachten schien. Glücklich fanden wir die Stelle wieder, wo wir die Falle aufgestellt hatten, und siehe da! welcher Jubel, der schöne Vogel war gefangen; in ihm besaßen wir die Hoffnung auf die Verzeihung unsrer Schuld bei dem Vater, welcher schon längst einen solchen, Fliegen vertilgenden Vogel in der Stube zu besitzen wünschte. Aber was

half das Alles? Der zornige, eifrige Gott war nicht so leicht zu gewinnen; denn kaum hatten wir den Vogel sicher im Taschentuch, als ein Wirbelwind mit flammendem Donner durch den Wald fuhr und uns hinausjagte in das Freie, während Knüttel, Aeste und Baumwipfel uns hinterdrein flogen. Zugleich war es so dunkel geworden, als müßte jeden Augenblick die Wolkennacht, welche immer wilder wurde, herunterstürzen. Wir befanden uns auf freiem Felde, als Tropfen, schwer, wie Wasserkugeln, herunter fielen und auf dem Wege zersprangen; Donner auf Donner begann zu rollen, ein Blitzstrahl folgte auf den andern. Vor Angst und Entsetzen flüchteten wir uns unter einen alten, großen Birnbaum, aber mein Herz ahndete nichts Gutes, denn mir fiel ein, daß der Vater öfters die Hirtenknaben vor dem Untertreten unter Bäume bei Gewittern gewarnt hatte, weil der Blitz da leicht hinein schlüge; zugleich überfiel mich die Furcht vor dem Zorne Gottes, unter dessen Obhut und Aufsicht wir hatten in der Schule bleiben sollen. Ich schlug daher meinem Bruder vor, lieber dem fürchterlichen Regen zu trotzen und weiter zu eilen, als hier die Strafe abzuwarten; wie gut thaten wir daran! denn kaum waren wir auf zwanzig Schritt von dem Baum entfernt, so erfolgte ein gräßlicher Wetterschlag. Wir stürzten zu Boden, aber wir waren gerettet, der Baum stand in hellen Flammen. So waren wir dem rächenden Blitzstrahl glücklich entgangen!

Aber auch der Zufall hatte sich gegen uns und unsren Ungehorsam verschworen; denn der Vater, welcher, wie wir, vom Unwetter überrascht, dem Dorfe zueilte, hatte aus der Ferne uns im Scheine des Wetters auf den alten Birnbaum zulaufen und jetzt den dort einschlagenden Blitzstrahl gesehen. Kaum hatten wir uns vom Boden wieder aufgerafft, so traf sein Angstruf, mit welchem er auf uns zueilte, mein Ohr. Wir flogen ihm mit freudigem Aufschrei: „Vater, das Rothkehlchen, das Rothkehlchen!“ entgegen und an seinen Hals. Als aber seine Stimme, mit welcher er abwechselnd unsre Namen aussprach, vor Weinen zitterte, baten wir ihn, laut schluchzend, uns den begangenen Ungehorsam zu vergeben. Der Vater meinte: nicht wieder thun, wäre die beste Buße!

Dieſer Anſicht ſchien aber der Gott in den Wetterwolken nicht zu ſein. Seine Blitze, welche, wie glühende Schlangen, über unſern Weg fuhren, leuchteten uns in der That heim. Die ganze Nacht lang blieb das Gewitter am Himmel ſtehen und rollte ſeine Donner durch die Wälder. In Einem fort rauſchten die Regengüſſe herunter und verwandelten jeden Waſſergraben in einen Sturzbach, den tiefen Weg aber, der in das untere Dorf führte, in einen reißenden Strom; es war, als wenn das Dorf in Fluthen und Flammen untergehen ſollte. Mein ſündiges Herz war ganz in Reue aufgelöſt, zumal nach altem, frommem Gebrauch auf dem nahen Kirchthurme von Stunde zu Stunde in Abſätzen die große Glocke geläutet wurde, welche die Inſchrift trug: „Hochzeiten begleite ich, die Todten beweine ich, gefährliche Wetter vertreibe ich!“

Am andern Morgen erfuhren wir, daß der wilde Peter, ein alter Holzhacker, welcher im ſogenannten Buttergrunde wohnte, wahnſinnig geworden war. Schon längſt hatte man ſich nichts Gutes zu ihm verſehen; ſeitdem ſeine Frau geſtorben war, ging er, wie in düſterm Grimme, arbeitsſcheu umher und wich Jedem aus, der ihm in den Weg kam. Niemand vermochte ein freundliches Wort von ihm zu gewinnen, auch kam er nicht mehr in das Dorf, noch viel weniger in die Kirche; man ſagte, daß er bei Tage in ſeiner verſchloſſenen Hütte ſchlieſe und des Nachts im Wald umher ginge. Nur ein einziges Mal gelang es meinem Vater, welcher einen Weg zu ſeinem verdüſterten Gemüth ſuchte, ihn zu Haus zu treffen und zum Sprechen zu bringen; ich war zufälligerweiſe mitgegangen. In der Abenddämmerung kamen wir an ſein Haus, die Thüre war geſchloſſen, aber in ſo ſchlechtem Zuſtand, daß ſie von unſerm Pochen aus dem Schloſſe ſprang; wir tappten über eine kleine, finſtere Hausflur uns nach der Stubenthür, welche wir öffneten und in eine kleine, dunkle Stube traten, die mehr der Höhle eines wilden Thieres, als einer menſchlichen Wohnung glich. Auf der Diele in wirrem Stroh und widerlichen, ſchmutzigen Lumpen ſaß der arme, unglückſelige Menſch mit herabhängenden Haaren, ſtruppigem Bart und erdfahlem Geſichte, das nur von zwei wunderſam brennenden Augen belebt

wurde. Mein Vater ging festen Schrittes auf ihn zu, reichte ihm die Hand und wünschte ihm einen „guten Abend!“ Um ihn wieder auf gesunden Grund und Boden zu stellen, fragte er ihn, ob er nicht zu uns gegen Tagelohn zur Feldarbeit kommen wolle? Lange gab Peter keine Antwort, bis er endlich ausbrach in die Worte: „Ich bin unnütz, ganz unnütz! ich verstehe auch, Herr Cantor, was Sie meinen, aber es ist aus mit mir, ganz aus!“

Nun begann eine lange Unterredung zwischen Beiden über Gott und Unsterblichkeit, wogegen er die wildesten Zweifel vorbrachte; ich erinnere mich nicht mehr der Worte, die gewechselt wurden, aber unvergeßlich ist mir das Hohngelächter des Gemüthskranken, welches endlich die einzige Antwort blieb auf die an ihn gestellten Fragen. Diese Gemüthskrankheit der Zweifelsucht kommt in den voigtländischen Waldgegenden häufig genug vor; sie beginnt mit Grübeln in der Einsamkeit, Vernachlässigung der Wirthschaft, artet endlich in Schwermuth aus und endet mit Tobsucht.

Das furchtbare Gewitter hatte letztere bei Peter zum Ausbruch gebracht; wie ein rasendes Thier hatten die Leute im Dorfe ihn auf den Feldern brüllen gehört; ein entschlossener Bauer hatte mit seinen Knechten ihn endlich aufgefangen und mit Gewalt heimgebracht. Ruttmann, unser Dorfchirurg, war gerufen worden und hatte ihm zur Ader gelassen; Tags darauf hatte er den Zuspruch des Pfarrers verlangt, mit welchem er sich jedoch noch viel weniger, als früher mit meinem Vater, über Gott und Unsterblichkeit verständigen konnte, da er nicht von der trocknen Frage abging: „ob der Pfarrer mit oder ohne Absicht lüge?“

Kaum hatte sich der Pfarrer von dem Unglücklichen entfernt, so hatte Peter heimlich den Verband von der offnen Ader weggenommen und sich verblutet. Obschon seine Leiche christlich zur Erde bestattet wurde, so hielt es mein guter Pathe, Magister Steinmüller, für nöthig, in einer geharnischten Leichenpredigt den geistlichen Bannstrahl gegen alle zukünftigen Zweifler an Gott und Unsterblichkeit als Stellvertreter des zürnenden Jehova zu schleudern. Er selbst stand auf der Kanzel mit

seiner Allongenperrücke, wie die Wetterwolke auf Sinai, während seine gewaltige Stimme donnerte, mit welcher er jedoch majestätisch langsam sprach, daß man gewöhnlich zwischen zwei auf einander folgenden Wörtern ein schnelles Vaterunser beten konnte. Dies wirkte aber diesmal um so schauriger, als man zugleich vom Kirchhof her die schrillen Töne der Hauen und der Schaufeln hörte, welche den armen Peter unter die Erde brachten. Da meine elterliche Wohnung unfern der Kirche und dem Gottesacker lag, so stand ich in jener Zeit gewissermaßen zwischen den Coulissen der Scene, wo jedes Drama im Dorfe endlich seinen Abschluß fand. So kann ich mit Recht sagen, daß ich meine Kinderjahre zwischen Gräbern und Leichensteinen verlebte, und nie habe ich mich später eines tiefen, melancholischen Zuges in meinem Gemüth, welcher sich vielleicht dort anspann, entäußern können. Mit Begierde gab ich mich den Schauern und ihrem wollustvollen Grausen hin, wenn die Nacht kam und in ihrem Dämmerlicht über den Gräbern ihre Nebel wob, welche die weißen Leichensteine in Gespenster verwandelte und seltsam in den alten Hollunderbäumen rings um die Kirche her flüsterte. Den grauenvollen Genuß, welcher in der Furcht vor dem Geheimnißvollen liegt, habe ich in vollen Zügen genossen. Eine innere, dämonische Lust trieb mich zuweilen an, dieses Phantasiespiel zwischen Lust und Entsetzen fast bis zum Wahnsinn zu steigern. So erinnere ich mich lebhaft an einen Herbstabend; die Sonne war untergegangen und ein weißer, qualmender Nebel jagte in abenteuerlichen Gestalten über die Gräber und um die Kirche herum, der Wind hatte sich erhoben und jagte die gelben, falben Blätter von den Bäumen im Kreiseltanz umher, an der Gottesackermauer hin unter die Feuerleitern, welche dort lagen, und wieder hervor durch den Nebel an die Kirchenthüre und dann wieder weg, wie ruhelose, verdammte Seelen, weit hinaus über die Mauer in das Dorf. Jetzt rüttelte der Wind an der Kirchenthüre, welche am Tage offen gewesen war; ich hatte sie auf Geheiß des Vaters verschließen sollen, jedoch nur nachlässig die Klinke in das Schloß geworfen. Mir sollte einmal im Leben Nichts ungestraft hingehen! Heute hatte der Herbstwind sich vorgenommen, mir eine Lehre zu

geben; er stellte so lange Versuche mit der Kirchenthüre an, bis sie aufsprang und nun begann er damit einen Höllenlärm, als hätte er die Gespenster und den Odem aller Pfaffen, die hier auf dem Kirchhof begraben lagen, im Leibe gehabt; bald riß er die Thür weit auf, fuhr in die Kirche hinein, rumorte in den Kirchenstühlen umher, sauste in die Orgelpfeifen hinein, klapperte an den Fenstern herum, that einen Aufschrei und fuhr pustend zur Thüre wieder hinaus, welche er zugleich dröhnend zuwarf; und nun begann das Spiel wieder von Neuem. Mit Herzpochen stand ich am Fenster und hörte immer ängstlicher auf die Rüge meiner Nachlässigkeit; der Vater war nicht zu Hause und ich fürchtete mehr seinen Spott über meine Feigheit, als ein Scheltwort über halbe Arbeit, welches ich freilich oft zu hören bekam; über dem wurde die Nacht immer dunkler und das Aussehen des Kirchhofs immer gespenstiger; ich entschloß mich daher, knüpfte die Jacke fest zu, daß mir der Muth aus der Brust nicht zu schnell entweiche, drückte die Mütze tief in die Stirne herein, nahm den großen Kirchenthürschlüssel und flog hinaus in die Nacht. Kaum war ich aber auf der Mitte des Kirchhofs angekommen, so kam der Wind mir entgegen, packte mich, drehte mich um und um und drückte mich an einen Leichenstein, daß mir der Odem verging; dabei kam es mir vor, als wenn die Todten aus den Gräbern rings sich erhöben, heulend, schreiend, pfeifend, schrillend, brausend, summend, schnarchend, kurz in allen möglichen und abscheulichen Tönen, aber nach einigen Sekunden ließ mich der Wind wieder los und, selbst laut singend, rannte ich auf die Thüre zu, mit mir zu gleicher Zeit aber der teuflische Wind, welcher die Thüre so fest an die Wand drückte, daß ich sie mit aller Kraft nicht bewegen konnte. Während ich mich vergebens mit der widerspenstigen Thüre unter rollenden Thränen plagte, benahm mir die Furcht fast die Besinnung, die lang beherrschte Phantasie überwältigte mein Bewußtsein und begann mit mir ihr willkührliches Spiel; vorüber an mir kamen die Todten zur Kirchenthüre herein und zogen mit ihren nachschleppenden, weißen Gewändern seufzend und stöhnend in die Kirche hinein; ich wähnte selbst den vor Kurzem verstorbenen

Nachtwächter zu erkennen, welcher tutend hinterdrein kam; nur Peter, der Gottesleugner, lehnte sich außen an die Thürpfoste und murmelte vor sich hin: „Ich bin unnütz, ganz unnütz!“ — Jetzt begann eben die gespenstige Gemeinde in der Kirche ihren nächtlichen Gottesdienst mit Gesang unter Begleitung der Orgel in unheimlichen, unendlich lang gezogenen Posaunentönen, bald ganz leise, wie heimliches Weinen, und dann wieder anschwellend zur Gewalt des Donners. Ich selbst war in die Kniee gesunken und rang die Hände, wie im Wahnsinn, mein Haar sträubte sich, alle Glieder zitterten mir, meine Augen hatten sich geschlossen. Und doch fiel mir in dieser Lage die abergläubige Sage ein, daß ein unschuldiges Kind die Seelen, welche im Grabe nicht ruhen könnten, zur rechten Stunde mit dem laut gesprochenen Spruch: „Der Herr erhebe sein Angesicht und gebe Euch seinen Frieden!“ zu erlösen vermöchte.

Mit diesen Gedanken stand ich plötzlich — ich wußte selbst nicht, wie? — in der Kirche auf den Stufen des Altars. Obschon ich meine Augen geschlossen hatte, so sah doch meine wache Phantasie die grausenhafte Gemeinde, welche die Kirche anfüllte bis in den fernsten Winkel des Schiffes und der Emporen und mit hohlen Augen und bleichen Leichengesichten mich anstarrte. Mein Herz stand still in der Brust, ich setzte zum Sprechen an, aber meine Zunge war gelähmt; mitten in diesem Ringen mit mir selbst traf mein Ohr ein schriller, wehklagender Laut, wie von einer Glasharmonika, und mit Schrecken hörte ich meine eigene Stimme die Worte sprechen: „Der Herr erhebe sein Angesicht und gebe Euch seinen Frieden!“ und zugleich vernahm ich einen donnerähnlichen Knall, dann ward Alles still und ich war wieder bei mir und allein in der Kirche. Ich hatte wenigstens einen Geist durch mein lautes Wort erlöst, meinen eignen vom Gaukelspiel der Phantasie!

Dies ist vielleicht die eigenthümliche Zauberkraft aller Bannsprüche, mit welcher in alten Zeiten so viel Unfug getrieben ist; denn die wahre Geisterwelt ruht im menschlichen Gemüthe. Sie sucht immer lebendig zu werden durch die zeugende Gewalt der Vernunft und der Phantasie in Kunstwerken oder heldenmüthigen Thaten; denn bewußt oder unbewußt ist die

Poesie die Schöpferin in dem Innern der Natur, wie in der Brust des unverfälschten Menschenkindes.

Damals freilich war die Phantasie für mich noch zu übermächtig und fast vernichtend. Als ich von diesem gespenstigen Abenteuer in der Kirche wieder in die trauliche Stube mich gerettet hatte, erschracken meine Eltern selbst vor meinem Aussehen. Vor Frost bebend, schlich ich mich auf Geheiß des Vaters zu Bette, aber schon in der Nacht wurde ich ernsthaft krank, genas jedoch bald wieder, vermuthlich durch den Gebrauch des Ruttmann'schen Wundersäftchens.

Nach meiner Wiederherstellung nahm mich jedoch mein Vater in die Beichte wegen einiger Aeußerungen über jenen Vorfall in der Kirche, welche mir während meiner Krankheit entschlüpft waren. Mein Vater, ein Mann des klaren Verstandes und abgesagter Feind aller Wunder- und Gespenstergeschichten, nahm die Sache sehr streng und suchte mich auf alle Weise aufzuklären. Sein Unterricht war in dieser Beziehung sehr zweckdienlich; bald hatte er vom Walde faules Holz mitgebracht, das im Finstern leuchtete, und zur Nacht in unheimliche Winkel gelegt, dann brachte er mir vor dem Anblick des häßlichen Lichtes ein genügendes Grausen bei und endlich den Muth, die Ursache davon zu ergründen; ein anderes Mal stand die Nacht vor dem Fenster eine lange, weiße Gestalt, welche sich dann als eine Bohnenstange mit übergehängtem Betttuch auswies.

Ich kann nicht leugnen, daß mich diese und andere Foppereien heimlich ärgerten, und ich nahm mir vor, mich wieder quitt zu machen; tagelang konnte ich darüber grübeln, bis mir Etwas einfiel. Ich nahm aus den Hühnernestern eine Anzahl Eier, machte mit einer Nähnadel eine kaum sichtbare Oeffnung, durch welche ich lange Pferdehaare mühsam hineinschob und mit ein wenig Kreide ihren erfolgten Eingang auf der Schale wieder unsichtbar machte. Die behexten Eier wurden wieder an ihre Stelle gebracht, wo sie die Mutter gar bald abholte, um einen Festkuchen damit zu backen. An einem Morgen saßen wir in der Schulstube um den lehrenden Vater herum, als im Nebenzimmer das Eieraufschlagen begann und

ein Ausruf der Verwunderung und des Entsetzens dem andern folgte. Endlich hörten wir deutlich, wie die Mutter lebhaft gegen Hexen und Hexerei loszog. Kaum vernahm der Vater diese Ketzerei gegen die gesunde Vernunft, so eilte er zur Mutter, welche ihm mit überströmenden Augen die abscheuliche Noth klagte. Befremdet nahm er ein Ei aus dem Korbe, besah es rundum, fand es heil und reichte es zum Aufschlagen hin mit der Versicherung, daß sie darin keine Hexerei mehr finden würde. Die Mutter nahm das Ei — knacks! — und ein ganz häßliches Haar entwickelte sich vor seinem Blick. Ungeduldig griff er selbst in den Eierkorb, nahm das erste, beste Ei, schlug es auf und fand dasselbe Ergebniß; ich hatte mich herbeigeschlichen und betrachtete die Scene mit großer Selbstgenugthuung. Wie aber der Vater die Mutter und diese wieder den Vater fragend ansah, ohne das Wunder erklären zu können, trat ich vor den Vater als Selbstverräther mit der Frage hin: „Nun, was sagt denn dazu deine gesunde Vernunft?“ — „Die sagt mir,“ war die Antwort, indem ich mich bei dem Ohr gefaßt fühlte, „daß du frei von Strafe sein sollst, wenn du gestehst, wie du dies Schelmenstück bewerkstelligt hast!“ — So löste sich mit meinem Geständniß unter allgemeinem Gelächter das Räthsel.

Obschon mein Vater sich alle Mühe gab, meine Phantasie zu regeln und das Geheimnißvolle im Menschenleben mit dem Lichte des Verstandes zu erleuchten und die phantastischen Traumgestalten zu verscheuchen, so schien doch der Zufall immer wieder seine Erziehungsmethode zu durchkreuzen.

Einst hatte er mir erzählt, daß das Dorf seinen Namen einem wunderthätigen Marienbilde verdankte, welches in der katholischen Zeit hier verehrt wurde. Meine Wißbegierde, was der katholische Glaube sei, war heftig erregt worden: bei seinen Erklärungen darüber hatte er unter Anderm mit angeführt: wie Gott die Menschen nach seinem Ebenbilde geschaffen habe, so schaffe der Mensch Gott auch wieder nach dem Menschenbilde; das fortgesetzte Streben danach wäre die eigentliche Geschichte aller Religionen. Die alte Welt hätte sich die verschiedenen Offenbarungen der Gottheit in der Natur und in den menschlichen

Ereigniſſen als die Lebensäußerungen verſchiedener Götter vorgeſtellt und ihr göttliches Walten mit ſchönen Märchen umkleidet, ſie ſelbſt aber nach langem Bemühen in den ſchönſten Statuen dargeſtellt. Als ſich die Phantaſie hierin erſchöpft gehabt, habe dieſer alte Glaube von ſelbſt untergehen und ein neuer aufkommen müſſen, der mit der einzigen, unſichtbaren Gottheit der Menſchheit wieder eine neue Aufgabe des Denkens und Dichtens geſtellt habe, dies ſei die chriſtliche Religion, welche vorzüglich in der römiſch-katholiſchen Kirche der Phantaſie einen weiten Spielraum geſtattet habe. In ihr ſeien allmählich die alten Götter gewiſſermaßen wieder lebendig geworden, bis ſie wieder durch die bildende Hand großer Künſtler zur wirklichen Erſcheinung in ſchöner Form gebracht geweſen, wo ſich natürlich daſſelbe Geſetz des Umſturzes der ausgelebten Form, welcher hier durch die Reformation gekommen, wieder geltend gemacht.

Maria, die Mutter des Menſch gewordenen Gottes, ſei von der katholiſchen Kunſt als Inbegriff jeder Holdſeligkeit dargeſtellt worden; ſie ſei in unſerm Dorfe in der katholiſchen Zeit in einem wunderthätigen Bilde, zu welchem große Wallfahrten aus dem benachbarten Böhmen und Baiern gehalten worden ſeien, verehrt worden; vorzüglich hätten Gemüthsleidende bei ihm Hülfe geſucht und wahrſcheinlich auch gefunden, da Nichts ſo gut gegen die Hypochondrie helfe, als eine Gebirgsreiſe; von dieſer Verehrung habe das Dorf ſeinen Namen, welches in damaliger Zeit Marienau genannt worden und ein Marktflecken geweſen ſei. Mit dem Glauben an die wunderthätige Maria ſei auch der Glanz des Ortes verſchwunden.

Dieſe Nachricht beſchäftigte mich gar ſehr. Mit Vorliebe ſuchte ich die Spuren jener alten Zeit auf, aber lange konnte ich weiter Nichts entdecken, als den umgeſtürzten Weihkeſſel vor dem Eingang in die Kirche unter einem alten, großen Weichſelbaume und ein ſteinernes Kreuz unten am Dorfwege; in der Kirche ſelbſt war keine Spur mehr davon zu finden, ſo gründlich war das katholiſche Heidenthum ausgetilgt worden. Doch man braucht nur auf Entdeckung auszugehen, ſo wird man auch das Unerwartete finden. Der Glockenboden über der Kirche mit den hoch hinaufſtrebenden Säulen und Balken, welche ſich in

mannigfachem Gewirre stützten, hoben und durchkreuzten und hoch hinauf zum Gerippe des Thurms emporbauten und ein dunkeles Labyrinth bildeten, welches durch einfallende Streiflichter nur noch gespenstiger wurde, war mein liebster Aufenthalt und Spielplatz; stundenlang konnte ich dort träumend sitzen und auf das Picken des Perpendikels, das Schnurren der Räder an der großen Kirchenuhr lauschen, oder auf der Brüstung des einzigen Fensters sitzen, aus welchem man über den Kirchhof in das Dorf und weit in das Gebirgsthal hinunter sah. Dort arbeitete ich am liebsten meine Schularbeiten aus und hielt meine ersten, selbständigen Leseübungen, zu welchen seltsamer Weise eine sehr alte Uebersetzung des Virgil gehörte, welche ich in der Bibliothek meines Vaters gefunden hatte. Ich erinnere mich nur noch, daß ich lebhafte Partei für den Helden Turnus gegen den frommen Aeneas nahm und viele Thränen bei dem Tode der Dido vergoß. Ich konnte schon darüber nicht hinwegkommen, daß die schöne Göttin Venus einen so langweiligen, bärtigen Sohn haben sollte. Doch that es seinen Dienst, wie jedes andere Märchen, es beschäftigte angenehm meine Phantasie und gab mir eine Vorstellung von dem alten Götterhimmel, von welchem mir mein Vater erzählt hatte. Freilich floß in meiner Vorstellung die alte Götterwelt mit der darauf folgenden katholischen in Eins zusammen, da sie mir Beide gleich schön vorkamen. Ich hatte mir aus dieser Verwirrung der Ideen eine eigene Mythologie gebildet, in welcher ich besonders den heidnischen Göttinnen christliche Namen gegeben hatte, unter welchen Maria als Königin des Himmels und der Erde voranstand; ich war vielleicht damals noch ihr einziger Verehrer in ihrem alten Heiligthume, freilich etwas heidnisch dabei angethan, aber mild, wie die Frauen sind, verzieh sie mir eine Ketzerei der größeren Liebe wegen. So wenig ich mich mit dem alten Jehova und seinen Donnerworten befreunden konnte, ja selbst nicht einmal an seine Besserung und Umwandlung in einen liebenden, verzeihenden Vater im neuen Testamente glaubte, so sehr fühlte ich mich zur liebenden Mutter Maria hingezogen und theilte ihre Liebe zu ihrem göttlichen Sohn, welcher für die Armen und Bedrängten im Volke, wenn nicht immer Brot, doch ein

Herz voll Troſt und Hoffnung hatte. — Es verſteht ſich von ſelbſt, daß mir kein Winkel im alten Thurmgebäude verborgen blieb, denn ich hatte Neugierde und Zeit genug, Alles zu durchſpähen. An die eine Seite der Kirchenwand war die Sacriſtei angebaut, deren Dachſtuhl in einem rechten Winkel bis in den Glockenboden hinaufreichte, welcher hier mit Brettern verſchlagen war. In dieſen Dachboden der Sacriſtei hinein führte kein Zugang, auch war er nicht erleuchtet; doch befand ſich in dieſer Bretterwand ein Aſtloch; Aufforderung genug, zuweilen hineinzublicken. In dem Dach oder in der Wand mochte eine Ritze ſein, durch welche ein gebrochenes Tageslicht ſich hineinſtahl, ohne die Finſterniß erhellen zu können, doch war es meinem Auge, wenn ich recht lange hineingeſchaut hatte, als ſähe es undeutliche Umriſſe von Figuren, welche jedoch bald in Nacht und Dämmerung wieder verſchwanden. Aber einſt hatte der Zufall zur günſtigen Stunde mich dorthin geführt, ich blickte hinunter in den geheimnißvollen Raum, in welchen gerade ein Lichtſtrahl hineinfiel, und ſtieß einen Freudenſchrei aus, denn ſichtbar ſtand unten mit der funkelnden Krone im goldenen, wallenden Mantel mit dem Jeſuskinde auf dem Arme die ſchöne Himmelskönigin. Mit odemſtockendem Entzücken lauſchte ich dieſem Schauſpiel, wie der Lichtſtrahl erſt auf die Krone fiel, dann die ſchöne, weiße Stirne herunterglitt, bis einen Augenblick lang die ganze Geſtalt erleuchtet war, dann aber allmählich in das Dunkel wieder zurücktrat und nur ihre rechte Hand mit dem Scepter noch ſichtbar blieb, wie Abſchied winkend, und ſich dann Alles wieder in graue Dämmerung verlor.

Mehrere Tage lang kehrte ich faſt jede Stunde dorthin zurück, aber vergebens war mein Spähen, Alles blieb unten nebelumhüllt. Ich träumte Tag und Nacht von jener Erſcheinung, war in den Lehrſtunden zerſtreut und träumte vor mich hin. Dem Vater fiel endlich mein Weſen auf. Eines Nachmittags wurde ich von ihm in die obere Stube gerufen, wo gewöhnlich die Beichte unſerer Sünden abgehalten wurde, welche nur zu häufig Bußübungen zur Folge hatten; ein Ruf nach der obern Stube war daher für uns Kinder mit Furcht und Zittern gepaart. Dies Mal pochte aber mein Herz gewaltig, denn ich

sollte den hellen Augen und dem unerbittlichen Verstande des Vaters gegenüber das Unerklärliche und Märchenhafte vertreten; nachdem der Vater alle und jede Wunder in das Reich der wesenlosen Einbildung verwiesen hatte, sollte ich jetzt gestehen, eine Vision gehabt zu haben, so wunderbar, wie nur eine sein kann. Fast sank ich in die Kniee, als ich seinen schweren, sichern Tritten hinterdrein die Treppe hinauf zum Inquisitionstribunal schlich. Als ich eine eindringliche Rede über die Verderblichkeit der Träumerei mit angehört hatte, gestand ich endlich unter lautem Schluchzen, daß mir die heilige Maria leibhaftig auf dem dunkeln Glockenboden erschienen sei.

Im ersten Augenblick fuhr mein Vater entsetzt empor und rief: „Also so weit ist es schon mit dir Unglücksmenschen gekommen, daß du nicht ein Mal mehr deine wirre Phantasie beherrschen kannst? Auf diesem Wege gehst du ja geradezu in das Narrenhaus!" — Als er sich aber einigermaßen wieder beruhigt hatte, fragte er nach den nähern Umständen, unter welchen ich die Erscheinung gehabt hätte; als ich ihm versichern konnte, daß ich eben mein Morgenbrot auf dem Glockenboden hätte verzehren wollen, als ich durch die Oeffnung in der Bretterwand hinein und dort die schöne Gestalt der Himmelskönigin erblickt hätte, schien er doch die Sache einer nähern Untersuchung werth zu halten. Wir pilgerten daher Beide auf den Glockenboden; da wir aber mit keinem Sonnenstrahl hineinleuchten konnten, so war auch unten Nichts zu sehen und für den Augenblick schien mein Vater Recht zu haben, daß er mich für einen Phantasten erklärte und mir das große Einmaleins zum Auswendiglernen aufgab; damit glaubte er die Sache abgethan zu haben. Nichts war aber natürlicher, als daß ich meine eigenen Untersuchungen fortsetzte; denn meinen guten Augen glaubte ich auch vertrauen zu dürfen und noch immer Zeit genug zu haben, mich der Tyrannei des Verstandes zu unterwerfen, wenn ich mich ja getäuscht haben sollte. Wie glücklich war ich daher, als ich an einem Morgen in dem seltenen Sonnenstrahl das Bild wieder sichtbar werden sah! Mit Jubelgeschrei eilte ich zum Vater, welcher noch im Bette lag; mit Mühe brachte ich ihn heraus, bei der wiederholten Versicherung, daß er sich nun mit

eigenen Augen von der Wahrheit der Erscheinung überzeugen könnte. Dies Mal sprang ich leicht die hohe Treppe zum Glockenboden hinauf und mein Vater folgte fast unmuthig hinterdrein. Schnell eilte ich dort in den dunkeln Winkel und kaum bemerkte ich, daß das Marienbild unten noch in schönster Glorie stand, so rief ich aus: „Nun überzeuge dich selbst, ob ich ein Phantast war oder nicht!"

Mein Vater blickte hinein, trat betroffen zurück, sah dann wieder hinunter und sprach endlich halb für sich: „Das ist allerdings schön! Also hierher hat man das wunderthätige Marienbild verborgen? Wie Schade, daß es dort unten vermodern soll! vielleicht vergönnt es uns der Pfarrer, das Kunstwerk zu retten!" Ich war ganz glücklich bei diesem Gedanken des Vaters, welcher sich auch auf mein dringendes Bitten entschloß, noch an diesem Vormittag die nöthige Erlaubniß dazu bei dem Pfarrer, Magister Steinmüller, auszuwirken.

Wie übel hatte ich daran gethan! Der Vater kehrte vom Pfarrer verdrießlich zurück, Nachmittags aber kamen die Zimmerleute mit Brettern und Nägeln und entzogen meinen Augen auf immer den Anblick des schönen Bildes aus der Vorzeit.

Die arme, schöne Maria! Hätte ich dafür das Bildniß eines trunkenen Silens entdeckt gehabt, alle Pfarrer in der Umgegend wären entzückt darüber gewesen; die Mutter ihres Heilands aber, zu dessen Lob ihre Lungenkraft kaum ausreichte, mußte in der Finsterniß bleiben! Vielleicht haben sie Recht gehabt, denn ihre Kirche haßt das Schöne und die darstellende Kunst dazu. Die Religion, die sie predigen, ist ja die übersinnliche. Eine Zeit, welche ihren Gott im wirklichen Leben verloren hatte, mußte ihn wieder suchen in althebräischer Gemüthsaufregung, hinter den Wolken. Ob sie ihn dort gefunden hat, wer kann es wissen? —

Da mir der Schlüssel zur Kirche immer zu Gebote stand und mein Gemüth sich nur zu gern in die feierliche Stille versenkte, welche in ihren Räumen herrschte, so verging kein Tag in den milderen Jahreszeiten, wo ich nicht darin mit mir und meinen Träumen allein gewesen wäre. So wurde die Kirche gewissermaßen mein verklärtes Vaterhaus. Ich fand einen

unsagbaren Genuß darin, die schwere Bibel vom Lesepult über dem Taufengel auf die Stufen des Altars zu schleppen und darin die Holzschnitte zu besehen und die Geschichten zu lesen, welche sie darstellten, während eine Grabesstille um mich herrschte, welche kaum von einer summenden Fliege am Fenster unterbrochen wurde. Oft aber träumte ich müßig vor mich hin und sah dem Spiele der Sonnenstäubchen zu, bis allmählich die Sonne unterging und die zunehmende Dunkelheit mich aus diesen Räumen verscheuchte. Mit Sehnsucht zählte ich die Tage der Woche, bis der Sonntag kam und der Pastor-Magister auf der Kanzel stand; denn während der Predigt hatte ich die Erlaubniß, meine schöne Pathe Wilhelmine in ihrer Betstube zu besuchen, welche so in die Kirche hereingebaut war, daß man an den zu öffnenden Glasfenstern innerhalb der Kirchengemeinde erscheinen oder sich auch zurückziehen konnte tief hinein an das Fenster, welches schon außerhalb der Kirche angebracht war. Dort erzählte mir Wilhelmine zuweilen unvergeßliche Märchen, von welchen das eine hier genügen mag:

„Vor hundert Jahren lebte im Dorfe ein Leinweber, der einen einzigen Sohn hatte, Namens Leonhard; dieser hatte von Kindheit an einen unbezwingbaren Trieb zur Musik. Von selbst lernte er auf dem Hackebrett und der Geige spielen; eine Melodie, welche er nur einmal gehört, konnte er in immer neuen Veränderungen wieder vorspielen. So kam es, daß kein ländliches Fest in der Umgegend gefeiert werden konnte, wobei der junge Leonhard nicht zum Tanz aufspielen mußte. Er mochte sechszehn Jahr alt sein, als er einst in einer Mainacht von dem Dorfe Würschnitz auf dem Heimwege von einer Hochzeit begriffen war und sich im Walde, welcher sich zwischen beiden Dörfern hereinstreckt, verirrte. Das Hackebrett am Riemen über die Schulter, ging er weiter und weiter im Walde, ohne einen Ausweg zu finden; immer banger schlug ihm das Herz, wie ein Tactmesser, in der Brust; dagegen wurde der Wald immer stiller und stiller, nur in langen Pausen war es ihm, als athmeten die Berge in großen Odemzügen leicht auf, kein Reis regte sich, Alles lauschte einem seligen Geheimniß, durchwoben von Mondstrahlen, welche ein phantastisches Spiel

mit den Schatten der Büsche und Bäume trieben. Jetzt gelangte Leonhard auf eine freie, rasengrüne Stelle im Walde, in deren Mitte, wie ein Spiegel, ein dunkler Teich lag; todtmüde setzte sich Leonhard dort nieder und suchte vergeblich nach Rath in seinen Gedanken. Das Beste schien ihm endlich, den Morgen hier abzuwarten. Um sich die Furcht zu vertreiben, nahm er das Hackebrett herab, legte es auf seinen Schooß und begann die schönsten Tänze zu spielen. Da kam es ihm endlich vor, als wenn eine Nebelkugel sich mitten auf dem Teiche um sich selbst drehe, als tanze sie nach seiner Musik, immer größer werdend, ihm immer mehr sich nähernd. Wie er so recht hinschaute, blickte ihn aus dem Nebel ein wunderholdes Mädchengesicht an. Darüber erschrak er so heftig, daß die Musik von selbst aufhörte. Aber schon stand die schöne Gestalt neben ihm und sagte: „Fürchte dich nicht, denn ich meine es gut mit dir und zum Dank für deine Musik, welche du mir gebracht hast, will ich dich die schönsten Stücke lehren, wie sie noch kein Menschenohr vernommen hat."

Leonhard blickte schüchtern empor und ein süßes Grausen ging ihm durch Mark und Bein, denn nie hatte er noch ein schöneres Wesen gesehen. Von ihren tiefen, dunkeln Augen, von ihrem lächelnden Munde, von ihrem ganzen bezaubernden Angesicht konnte er den Blick nicht mehr zurückziehen; ihm war es, als stände ihm das Herz still in der Brust, es war ihm unmöglich, ein Wort über die Zunge zu bringen. Er wußte selbst nicht, wie ihm geschah, als die Gestalt neben ihm sich niederließ, ihren kühlen, schneeweißen Arm ihm um den Nacken legte und ihr Gesicht ihm zuneigte: „So merk' denn auf, was ich dir singe!" und nun sang sie ihm wunderbare Lieder, deren Melodie sich bildete aus den herzinnersten Schmerzen und Entzückungen, wie sie nur je eine menschliche Seele empfunden haben mag.

„Merkst du auch Alles, mein Herz?" flüsterte sie dazwischen. Leonhard nickte und der Gesang ging weiter; Melodie reihte sich an Melodie, bis ihm das Blut in feurigen Gluthen durch alle Adern pulste und er im langen Kuß ihr hingegeben war.

So dämmerte der Morgen heran. „Nun müssen wir

scheiden!" sagte sie. „Wann sehe ich dich wieder?" fragte Leonhard. „Nur noch einmal in deinem Leben!" entgegnete sie, „und nur in einer Stunde der allerhöchsten Noth, dann kannst du nach mir rufen. Hier hast du einen Ring, den du immer tragen sollst. Wenn du aus dem Leben scheiden und zu mir kommen willst, so drehe den Ring, laß' ihn kreisen und rufe dreimal: „Onda!" und ich werde bei dir sein."

Mit diesen Worten steckte sie ihm einen einfachen Ring an, welcher einen schönen Rubin in Herzform umschlossen hielt.

„Wende dich nun dorthin rechts, so wirst du zu deinem Hause kommen; schweige aber von mir und unserer Liebe zu aller Zeit und zu allen Menschenkindern und bleibe mir treu immerdar, sonst muß ich dich verderben!"

Bei diesen Worten stand sie so groß und gewaltig vor ihm da, daß er vor ihr fast erschrak, er wußte nicht, ob vor ihren Worten oder ihrer übermenschlichen Schönheit. Doch schon lächelte sie ihm wieder zu und große Thränen rollten aus ihren dunklen Augen, indem sie, wie in holder Scham, flüsterte: „Du weißt nicht, daß wir uns schon lange geliebt haben, lange über Menschengedenken hinaus, ich finde dich eben immer wieder." Jetzt schlug sie die beiden weißen Arme in einander und sagte: „Es ist genug, scheide von mir."

Leonhard war, wie im Traum, noch einmal sah er sie an, wagte aber nicht sie zu berühren und wankte, die Hände krampfhaft auf das Herz gedrückt, nach der Richtung zu, welche ihm angedeutet war." —

So weit hatte mir Wilhelmine erzählt und wir Beide hatten nicht bemerkt, daß die Predigt zu Ende war, so daß wir erschraken bei dem plötzlichen Orgelklang und einfallenden Gesang. Ehe Wilhelmine an das Capellenfenster zur christlichen Andacht eilte, mußte sie mir versprechen, am nächsten Tage das Märchen weiter zu erzählen.

Als ich sie am nächsten Nachmittag deshalb besuchen wollte, kam sie mir schon unter dem Schloßthor entgegen mit den Worten: „Wenn du recht artig sein willst, will ich dich zu dem Teiche führen, in welchem die schöne Onda haust!" — Wir gingen nun miteinander längs dem Bergabhang hinunter

zu dem Mühlenbach, dann weiter an der klappernden Mühle vorbei und nach einer kurzen Strecke hinauf zur Stelle, wo vordem ein Jagdschloß gestanden; unfern davon war ein reiches Quellwasser zu einem Teich angedämmt, worin die Forellen im Sonnenschein spielten.

„Du wunderst dich," — sagte sie zu mir — „daß dieser Teich nicht mehr mitten im Walde liegt; sieh', so müssen die Wälder der Pflugschaar weichen!"

Ich staunte aber ein anderes, schönes Wunder an, denn tief unten im Wasser erschien mir die wunderliebliche Onda, das Spiegelbild Wilhelminens, verklärt in feenhafter Erscheinung. Als ich sie darauf aufmerksam machte, warf sie muthwillig einen Stein hinein, daß mir das Wasser in's Gesicht spritzte. Wir setzten uns endlich und sie erzählte mir auf meine Bitte weiter:

„Leonhard war seit jener Nacht wie umgewandelt; für die Arbeit im Hause und im Gewerbe war er unfähig und verloren, kaum gönnte er sich Zeit zum Schlafen und Essen, so sehr nahm ihn die Musik in Anspruch. Daher war es seinem Vater nicht unlieb, daß er Lust bekam, mit einer Musikbande, welche durch das Dorf kam, nach Prag zu wandern. Doch war er nicht lange dort, so war er allgemein bekannt durch sein außerordentliches Talent. Er hatte sich jetzt die Violine zu seinem Lieblingsinstrument erwählt, auf welchem er sich in freien Phantasieen am Meisten auszeichnete; suchte er doch nur in Tönen die Empfindungen wieder zu geben, welche ihm Onda in die musikalische Seele gelegt hatte! Schon ging ein berühmter Name vor ihm her, als er sich entschloß, nach Venedig zu dem großen Musiklehrer Porporino zu wandern, um die letzte technische Vollendung seines Spiels zu gewinnen. Bei diesem lebte er fast wie ein gemeiner Diener ein Jahr lang und hütete sich wohl, vor dem wunderlichen Meister mit seinen Phantasieen hervorzugehen, dafür übte er sich desto fleißiger in allen Regeln und Beispielen der alten, italienischen Meister. Nur in einsamer Nacht stieg er an der Ripa bei Schiavoni in eine Gondel und flog hinaus in die Lagunen. War er nun weit entfernt vom Ufer, dann hieß er den Gondelführer

langsam hintreiben, nahm seine Violine und ließ die glühenden Töne seiner Sehnsucht weit hinaus tönen in die milde, dunkle italienische Nacht. Da war es ihm manchmal, als zöge vor ihm einher in lang nachwehenden Schleiern die wundersame Onda, die Braut seiner Seele, ihr mild lächelndes Angesicht über die Schulter nach ihm zurückgewendet und zuweilen sich auf den Fußspitzen erhebend und im Kreise sich um ihn drehend. Oft rief er da: „Nun rudere schnell zu!“ Die Ruder griffen weit aus, die Gondel flog wie ein Vogel dahin, kam aber der Erscheinung nicht näher, welche sich bald in Nebel auflöste; dann küßte Leonhard seufzend seinen Zauberring und kehrte zum St. Markus-Platz zurück, um in der nächsten Nacht sich dennoch wieder in die Lagunen hinaus rudern zu lassen.

In einer Nacht aber sollte er nicht unbelauscht bleiben. Schon war er ganz versenkt in sein Spiel, als ihn sein Gondelführer darauf aufmerksam machte, daß sie von einer zweiten Gondel verfolgt würden. Leonhard hieß ihn, die Verfolger herankommen zu lassen; bald kam auch diese Gondel heran, aus welcher die Stimme seines Lehrers ihm zurief: „Wer bist du, Mensch oder Engel, mit deinem wunderbaren, sinnbetäubenden Spiel, daß ich dir die Hände küsse? Wisse, ich bin Porporino!“

„Und ich,“ rief der Andere, „bin Euer treuer Schüler Leonhard!“ „Oder der Teufel!“ entgegnete Porporino und zornig rauschte die Gondel vorüber.

Als Leonhard am andern Morgen zu seinem Lehrer in das Zimmer trat, stand dieser bereits gepudert im Staatsrock mit Hut und Degen im Zimmer und sagte zu ihm: „Du hast mich betrogen, dennoch bleibst du mein braver Schüler; kniee nieder! mit diesem Ritterschlage spreche ich dich frei. Was ich dich gelehrt habe, will ich verantworten; was dein guter oder böser Geist daraus macht, das ist deine Sache. Hier hast du deinen Lehrbrief und eine Empfehlung an den Minister Brühl in Dresden. Wende dich dorthin, wo man einen Virtuosen auf der Violine sucht. In Deutschland brauchst du keinen Andern zu fürchten. Du wirst mir den Gefallen thun und meine Schülerin im Gesange, Maria Torelli, welche dort für

die italienische Oper engagirt ist, auf der Reise begleiten und brüderlich für sie sorgen!"

Leonhard konnte sich über diese unvermuthete Wendung seines Schicksals lange nicht fassen. Wie ein Träumender, nahm er Abschied von der Lagunenstadt und kaum hatte er einen Blick für die schöne Maria, welche mit ihrer Mutter auf der Reise seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Einander fremd, wie sie in Venedig gewesen, kamen sie in Dresden an; dort erst sollten sie sich kennen lernen! Schon der Beifall, welchen sie für ihre Kunstleistungen erhielten, gab ihnen etwas Gemeinsames, selbst abgesehen davon, daß der Briefwechsel mit Porporino in Venedig einen nähern Umgang Beider herbeiführte, welcher allmählich zur Gewohnheit, ja Zuneigung und Liebe wurde. Sie waren stolz aufeinander und konnten es sein.

Leonhard wäre ganz glücklich gewesen, hätte ihn sein Gewissen nicht immer an Undank gemahnt, obschon er lange mit sich darüber im Reinen war, daß Alles nur Phantasie gewesen, was er in jener Mainacht gesehen und gehört hatte; nur konnte er sich nicht erklären, wie der Ring mit dem Rubin an seine Hand gekommen sei.

Er hatte ein kleines Singspiel, Andromeda, componirt. Maria hatte die Titelrolle zu singen. Das Theater war zum Zerbrechen voll; die Musik begann; schon die Ouvertüre riß Alles hin. Rauschender Beifall begrüßte Andromeda, fast jedes Gesangstück mußte wiederholt werden und der Beifallssturm wollte am Schluß kein Ende nehmen; als Componist und Sängerin auf den tausendstimmigen Hervorruf dankend erschienen, flüsterte Leonhard ihr zu: „Laß' uns so für das ganze Leben vereint bleiben!"

Er begleitete sie in ihre Wohnung, wo ihre Mutter für Beide einen festlichen Empfang bereitet hatte. So schön, wie an diesem Abend, war Maria ihm noch nie erschienen, ihm war es, als lebte er mitten in einem schönen Traum; sie saßen noch spät in der Nacht beisammen, versenkt in die Erinnerungen an das schöne Venedig und in die glänzenden Hoffnungen für die Zukunft. Ihre Mutter war längst im Armstuhl entschlummert, als sich Leonhard ein Herz faßte und sie flüsternd

fragte: „Maria, kannst du mich lieben?“ — Nach einigem Zögern entgegnete sie: „Ich habe dich vom ersten Augenblick unserer Bekanntschaft an lieb gehabt, aber doch war es mir immer, als wenn zwischen mir und dir eine abwehrende Gestalt stände. Doch liebst du mich wirklich, so will ich dein sein auf ewig.“ Entzückt von diesem Geständniß wollte Leonhard ihr den Verlobungsring reichen und da er keinen andern trug, als den, welchen ihm Onda angesteckt hatte, so wollt' er diesen vom Finger ziehen; wie er ihn aber kaum berührt hatte, fuhr ihm ein glühender Stich aus dem Herzen vor bis in den Finger mit so entsetzlichem Schmerz, daß er todtbleich zu Boden stürzte, seine Augen fielen dabei in einen großen Wandspiegel und es kam ihm vor, als sähe er heraus auf sich ein großes, zürnendes Auge blicken und eine weiße, emporgehobene Hand, welche ihm drohte. Vergebens bestürmten ihn die jammernden Frauen, ihnen zu sagen, was ihm widerfahren sei, er aber rief wiederholt aus: „O, ich Unglückseliger, ich Unglückseliger!“ und so stürzte er endlich fort. Händeringend und wehklagend blieb Maria bei ihrer Mutter zurück. Als er auf seinem Zimmer angekommen war und sich auskleiden wollte, fiel der Ring ihm von dem Finger und rollte leuchtend über die Diele. Vergebens suchte ihn Leonhard, wie im wahnsinnigen Eifer, bis zum frühen Morgen, wo er zu seinem Schrecken bemerkte, daß der Goldfinger der linken Hand, an welchem der Ring gesteckt hatte, weiß und kalt wie Schnee und lahm geworden war; vergeblich rieb er ihn stundenlang, es kam kein Leben wieder hinein. Im Laufe des Tages erhielt er von Maria einen Brief, worin sie ihm meldete, daß sie eine Urlaubsreise nach Venedig angetreten habe. In sehr schwermüthiger Stimmung deutete sie an, daß sie sich wohl nie wieder sehen würden, und bat ihn, sich ihrer zuweilen zu erinnern, als eines Wesens, das einen heiligen Schmerz von nun an in der Seele trage.

So blieb Leonhard mit seiner verwundeten Seele und seinem siechen Leib allein in seinem Gartenhaus zurück, welches er vor dem Thore bewohnte. In der ersten Zeit seiner Krankheit konnte er wenigstens seine Compositionen noch aufschreiben,

aber später war ihm auch dies nicht mehr möglich, denn die Lähmung umringelte ihn langsam, aber sicher immer weiter.

Immer mehr verließ ihn die sonst so heitere Stimmung seines Gemüths, aber als sein Geschick, wie eine dunkele Wolke, vor ihm stand, trat das Bild der schönen, grausamen Onda immer heller in seine Seele, und als er leiblich ganz elend geworden war, begann für ihn ein neues, unsagbares Glück; denn in jeder Mitternacht vernahm er erst aus weiter, weiter Ferne Onda's Gesang, erst leise, dann immer lauter und lauter, bis es ihm vorkam, als schwebe die Stimme über seinem Gartenhause in immer engeren Kreisen umher und singe ihm die bekannten Melodieen aus jener Mainacht im Walde, wo er Onda zuerst gesehen. Wie oft hob er langsam die gefesselten Hände und fragte: „Onda, wirst du mich bald erlösen?" Aber vergebens erwartete er die Antwort. Manchmal kam es ihm im Schlafe vor, als stände Onda vor seinem Lager und legte beruhigend die wasserkühle Hand auf seine Stirn und oft, wenn er aufwachte, war es ihm, als sähe er eine weiße Gestalt seinem Blicke entgleiten.

Eine Taube aus der Nachbarschaft hatte sich so zu ihm gewöhnt, daß sie in sein Zimmer kam und zahm zu seinen Füßen die Körner auflas. Als an einem Tage die Schwermuth ihn mit Riesengewalt überfiel und seine Seele sich in Thränengüssen von ihm lösen wollte, und die Taube zu seinen Füßen nach den niederfallenden Zähren pickte, bemerkte er, daß sie, endlich des Spiels überdrüssig, einen schimmernden Gegenstand aus der Ritze der Diele hervorbrachte; er sah genauer hin, — es war der verlorene Ring. Es gelang ihm, sich auf die Kniee niederzulassen, seine sonst so schwere Hand ergriff jetzt leicht den Ring, und eingedenk der Weisung, welche ihm Onda mit demselben gegeben, ließ er ihn kreisen, und erlösungsdurstig rief er ihren Namen dreimal aus.

Der kreisende Ring erschien ihm erst, wie ein goldenes Kügelchen, dann wuchs er, wie die Scheibe des Mondes, und wuchs und wuchs zu einer großen, strahlenden Sonne; diese legte sich plötzlich auseinander, wie die Blume des Cactus grandiflorus, und er sah hinein, wie in einen tiefen, grünen

Waldesgrund, aus welchem hervor ein seltsames Rauschen ging, wie von einem fernen Gewitterregen. Durch das Rauschen hindurch vernahm er endlich Zitherklänge, welche näher und näher kamen. Mit einem Male theilte sich die grüne Dämmerung auseinander, und vor ihm stand Onda mit lang herabfluthendem, silberscheinendem Gewande, und entzückt schaute er empor in ihr schmerzlich lächelndes Gesicht. Sie bog sich zu ihm nieder und sagte: „Gieb mir deine Seele, ich will dich führen zu unermeßlichem Entzücken!"

„Nimm sie hin!" sagte Leonhard.

Da legte sie ihm um den Nacken die weißen, wasserkühlen Arme und küßte ihm seine beiden Augen. Die Sinne vergingen ihm, er stürzte zu ihren Füßen nieder. — —

Der Arbeiter im Garten hörte den Fall und eilte herbei. Er fand im Zimmer eine Leiche. — —"

Zu jener Zeit wurden in Marienei noch zwei Kirmessen gefeiert, die eine im Frühjahr an dem alten Wallfahrtstage, die andere im Herbst zum Andenken an die Einführung der Reformation. Wir Kinder zogen schon der Jahreszeit wegen die Erste vor. Schon den Sonnabend vorher hatten wir die Erlaubniß, die Kirche mit Kränzen und Guirlanden schmücken zu können, wobei die Schulmädchen besonders thätig waren, wenn auch ich als heranwachsender Knabe die Decoration leitete. Besonders nahm sich der Altar am Sonntag darauf sehr heiter aus, auf dessen Rückwand sich die Glorie des triumphirenden Heilands mit Engelsköpfchen in bunter Holzschnitzerei emporbaute. Es versteht sich, daß nicht nur der Heiland, sondern auch jedes Engelsköpfchen seinen lustigen Blumenkranz auf dem Haupte trug, und hätten wir das Crucifix auf dem hohen Tragpfeiler in der Mitte der Kirche erreichen können, so hätten wir auch die Dornenkrone in Blumen verwandelt, denn nicht nur die Wiesen, sondern auch die Gärten wurden tapfer von uns geplündert, und an Päonien und blauem Hollunder und Johannisblumen fehlte es nirgends. Ein solcher Sonnabend sollte einmal für mich abenteuerlich, ja schrecklich enden. Es war der

schönste Maitag, dessen ich mich nur je erinnern kann. Wir Kinder waren zeitig am Nachmittag mit der Ausschmückung der Kirche zu Stande gekommen; unterdessen hatte der Vater, welcher ein leidenschaftlicher Angler war und den Bach im langen Wiesengrunde hinter dem Bergrücken in Pacht hatte, das Angelgeräth vorgerichtet, um für die erwarteten Kirmeßgäste ein Gericht Forellen zu fangen; ich und mein Bruder Eduard wurden dabei zum Tragen des großen Fischkruges in Pflicht genommen. Leer war nun der Fischkrug sehr leicht über den Berg hinüber zu tragen, und jeder von uns Beiden war dazu erbötig; anders gestaltete sich aber die Sache beim Bache selbst, wo der Krug sich mit Wasser und allmählich mit Fischen füllte und bald für uns Knaben sehr schwer wurde. Daher hatte der Vater das Gesetz gegeben, daß wir von einem Wehr zum andern mit dem Tragen des Kruges abwechseln sollten, in meiner Gutmüthigkeit aber hatte ich zuweilen früher ihn noch länger getragen; dies Mal aber war ich von Blumensuchen und Kränzebinden mehr als gewöhnlich müde geworden. Bereits hatte ich den Krug dem Vater, welcher dies Mal besonders glücklich im Fang der Forellen war, schon über zwei Strecken, wo gewechselt werden sollte, hinausgetragen; hier aber bestand ich auf meinem Recht, während Eduard sich der Uebernahme seiner Pflicht weigerte. Trotzig ließ ich nun den Krug stehen, mein Bruder aber auch, und so zogen wir dann mit leeren Händen dem vorwärts schreitenden Vater hinterdrein; plötzlich zog er eine mächtige Forelle mit der Angel heraus. „Schnell den Krug her!“ rief er, aber mächtig brauste er im Zorn auf, als dieser fehlte; mit harten Worten wurde ich zurückgejagt, das Gefäß zu den Fischen herbeizuholen; herbe, bittere Thränen über das Unrecht stürzten mir aus den Augen, verletzt im Innersten meines Gemüths, schleppte ich den Fischkrug herbei, unterstützt von einem harten, keulenförmigen Stock, welchen ich im Wasser gefunden hatte; aber alle guten Geister verließen mich, als mir mein Bruder triumphirend entgegen lachte; mit mühsam unterdrücktem Grimme stellte ich ihm den Krug vor die Füße und sagte scheinbar ruhig: „Nun trag' ihn weiter!“ Als er aber auch hier lachend davon springen wollte, verließ mich ganz die Besinnung, ein blutrother Schein

flammte vor meinen Augen, und mit einem Schlag zu Boden geſtreckt, lag er leblos da. Entſetzt ſprang ich davon, und noch aus der Ferne hörte ich den Vater mir nachrufen: „Kain! Kain!“

Wie von Eumeniden gepeitſcht, flüchtete ich mich in den nahen Wald, in meiner Bruſt ein unendliches Grauſen vor mir ſelbſt. Nachdem ich eine ziemliche Strecke gelaufen war, befand ich mich in der tiefſten Waldeinſamkeit; zitternd an allen Gliedern, warf ich mich in das Moos, das Geſicht auf die kühle Erde gedrückt; es war todtenſtill um mich her, nur ein leiſes Flüſtern ging durch alle Bäume, als erzählten ſie ſich unter einander von meiner Miſſethat; allmählich jedoch lichteten ſich meine Gedanken ſo weit, daß ich mich fragen konnte, was nun zu thun ſei? Der Entſchluß, das Angeſicht meiner Eltern ewig zu meiden, ſtand in mir feſt; daraus entwickelte ſich der Plan, über die böhmiſche Grenze zu gehen, mich für einen elternloſen Knaben unter angenommenem Namen auszugeben, katholiſch zu werden, in ein Kloſter zu gehen und mit Gottes Hülfe Papſt zu werden. Dieſer Plan hatte meinen ganzen Beifall, einmal konnte ich die furchtbare Schuld büßen, welche auf meiner Seele lag, und doch dabei auch Carriere machen.

Wie ich ſo ſaß, ſann und Gedanken brütete, ſtand plötzlich vor mir ein wildfremdes Mädchen; es mochte einige Jahre älter ſein, als ich, wenigſtens war es größer und ſchlanker; in einem phantaſtiſchen, doch zerlumpten Anzug, faſt dunkelbraun im Geſicht, welches von zwei großen, ſchwarzen Augen belebt war, um das Köpfchen geſchlungen trug es ein rothes Tuch, unter welchem hervor rabenſchwarze Haarflechten ſich hervorſtahlen, am linken Arm trug es ein Körbchen voll Kräuter, die es im Wald geſammelt haben mochte. Auf die Frage, warum ich ſo weine, ergoß ſich mein ganzes Herz unter furchtbaren Selbſtanklagen. Als ich dem Mädchen aber meinen Plan mittheilte, ſetzte es ſich theilnehmend zu mir nieder und ſagte: „Armer Junge, du weißt nicht, was das Kloſterleben auf ſich hat und was du dort für niederträchtigen Menſchen in die Hände fallen würdeſt. Nicht genug, daß du, wie ein Vogel im Käfig, eingeſteckt wäreſt, müßteſt du dich zu Dienſten hergeben, von denen du noch gar keine

Vorstellung haben kannst. Wir sind weit in Böhmen und Baiern herumgekommen, aber glaube es mir, keine Sünde ist so groß, welche nicht in den Klöstern gepflegt wird." — Kurz, das Mädchen brachte mir ein solches Grausen vor dem Klosterleben bei, daß mein Traumschloß in Nichts zerrann. „Aber was soll ich anfangen, ich armer Mensch?" fragte ich. „Die Welt ist jetzt für die Soldaten da!" — entgegnete sie — „Tambour sollst du werden bei der Armee des Kaisers Napoleon. Wir sind jetzt auf dem Wege nach Frankreich, bald wird der Krieg wieder losgehen, und dann ziehen wir mit der großen Armee und erobern die Welt!" — „Wer bist du, schwarzes Mädchen?" fragte ich. „Mein Vater", erwiderte sie, „ist ein Zigeuner und liegt mit meinen Brüdern draußen vor dem Walde, morgen kommen wir zur Kirmeß in dein Dorf; willst du mit uns ziehen, so mußt du dich einige Tage lang im Walde verborgen halten. Wir wollen uns eine geheime Stelle aussuchen, wo du vor Wind und Regen geschützt bist und wo ich jeden Abend dich treffen kann, um dir Essen zu bringen." So vertauschte ich denn mit leichtem Muthe die Papstwürde mit der französischen Trommel. Während ich der Zigeunerin mit Kräuter suchen half, Ehrenpreis und wilden Thymian und Arnikawurzeln, erzählte sie mir von Frankreich und Napoleon, dem großen Kaiser, vor welchem die Welt damals auf den Knieen lag. Ich habe später nie eine so fanatische Begeisterung für Napoleon gefunden, als bei diesem Zigeunermädchen; es wurde nicht müde, mir den Glanz und Waffenruhm seiner Armeen zu schildern, indem es zwischendurch französische Marschmelodien trommelte, pfiff und sang, und ein Mal um das andere „Vive l'Empereur!" rief.

Schon war die Sonne untergegangen, als wir aus dem Hochwald hinauskamen und durch die Gebüsche der Gegend zuschritten, wo sich die Angehörigen des Mädchens gelagert hatten; schon sahen wir das Feuer glitzern, welches ihren Aufenthalt bezeichnete, als das Mädchen mich still stehen hieß und nach kurzem Lauschen sagte: „Es spricht ein fremder Mann mit den Meinen, laß' uns spioniren!" Wir krochen nun auf der Erde hin, bis wir ganz in die Nähe des Lagers kamen und durch die Zweige des Gebüsches nicht nur die Bande, sondern zu

meinem großen Schrecken meinen Vater erblickten, welcher sich mit den Zigeunern, vermuthlich über meine Flucht, unterhielt; kaum hatte ich meiner Freundin diese Wahrnehmung mitgetheilt, als sie mich mit den Worten verließ: „Halte dich still, bis ich dir Nachricht gebracht habe.“ Wie pochte mein Herz dem nächsten Augenblick entgegen! Bald kam sie jedoch zurück und sagte: „Daheim bei dir steht Alles gut, dein Vater sucht dich auf, springe aber voraus, damit er dich nicht schlägt; ich habe ihm gesagt, er würde dich schon zu Hause finden!“

Mir war es, als wenn schwere Ketten von meinen Gliedern gefallen wären, und wie ein Pfeil flog ich dem Vaterhause zu. Dort angekommen, schlich ich mich in den Garten, an das Fenster, wo ich in die erleuchtete Stube hineinschauen konnte, und mein erster Blick traf nicht sowohl auf Banco's Geist, als vielmehr auf das Gesicht meines Bruders, welcher d'rin vor mir da am Tische saß, tapfer in ein Stück Käsekuchen sich einbeißend. Weg waren nun alle Gewissensqualen und phantastischen Pläne! Der heimkehrende Vater fand mich schon schlafend im Bette, wo ich von meinen Thaten ausruhte und zugleich einer fühlbaren Strafe entging und erst am andern Morgen eine lange Strafpredigt über das Laster des Jähzorns zu hören bekam. Das Einzige wurde mir schwer, daß ich meinen Bruder wegen des Schlages um Verzeihung bitten mußte, welche er mir auch in aller Würde seiner Unschuld ertheilte.

Nach diesem düstern Vorspiel sollte der Kirmeßsonntag desto heiterer sein; gerade vor den Fenstern unserer Wohnung befand sich ein freier, grüner Platz, gegenüber begrenzt von dem Wirthshause, welches, wie segnend, an einer langen Stange sein rothes Bierzeichen herausstreckte und vom Winde schaukeln ließ. In dieses Wirthshaus sahen wir vom frühen Morgen an die Krämerleute mit Körben, Schiebkarren, an welche Hunde vorgespannt waren, ja selbst einen beladenen Esel heraufziehen. Welche Wunderdinge hofften wir am Nachmittag zu schauen, wo der Markt begann! jetzt riefen uns aber die Glocken in die Kirche, wo die Dorfmusikanten, wie an hohen Kirchenfesten, Orgel und Gesang mit Clarinette und Waldhorn begleiteten und die Stimmen der Schuljugend herausforderten, sie mög-

lichst zu überschreien, was jedoch nur dem alten Dorffleischer Waller gelang, der eine zerbrochene Nase hatte, welche er nun beim Gesang als Hautboe gebrauchen konnte.

Wie langweilig predigte an diesem Tag der Pfarrer! keine Aufmerksamkeit in der ganzen Kirche, kein Gedanke an das Jenseits; Alles jubelte der diesseitigen Kirmeßfeier entgegen; die Männer schnupften unterdessen, die Mädchen rochen an ihren Blumensträußen, die jungen Burschen, welche unglücklicher Weise ihren Kirchenstand da hatten, wo sie nicht in das Schiff der Kirche und sein Haubenpersonal hinunterblicken konnten, zählten die Fliegen, welche in der Sonne am Fenster surrten. Es war gebräuchlich, daß zum Ausgang des Gottesdienstes noch ein heiterer Marsch auf der Orgel gespielt wurde; heute aber jubelte die Jugend danach fast tanzend zur Kirche hinaus.

Bereits begann auch schon die Vorbereitung zum festlichen Nachmittag auf dem grünen Dorfplatz. Da wurden Sägeböcke und ausgehobene Thüren herbeigeschafft, welche darauf gelegt wurden, um mit Pfefferkuchen befrachtet zu werden; ja! es fehlte auch nicht an Glücksbuden, wo um Kleinigkeiten gewürfelt wurde und wo man im glücklichsten Falle etwas Unnützes gewinnen, auf jeden Fall seinen Kupferdreier los werden konnte. Aber welches Schauspiel entwickelte sich in der großen Bretterbude seitwärts vom Wirthshause am Stacketenzaune, welche der Mann mit dem Stelzfuß und dem Haarzopf aufgebaut hatte! Wie verlockend blitzte nicht der hölzerne, buntangestrichene ungarische Husar auf dem galoppirenden Pferdchen und der französische Grenadier oder das Schäfermädchen mit dem baumwollenen Lämmchen! Doch wer könnte diese Herrlichkeiten alle schildern, war ja Alles bunte Farbe, Silber und Gold!

Der Wundermann hatte uns fortwährend zum schaulustigen Publikum; glücklich diejenigen, welche schon ihr Kirmeßgeld in der Tasche hatten und es schon jetzt glänzend verwerthen konnten; für mich und meinen Bruder schlug die glückliche Stunde erst Nachmittag, wo mir der Vater, als hätte er meine Unterhaltung mit dem Zigeunermädchen gehört, eine Trommel und für Eduard eine hölzerne Trompete kaufte, um den Marktlärm vor der Thüre

möglichst zu steigern, da wir mit unsern Instrumenten nicht in das Zimmer durften.

Unterdessen waren auch aus den benachbarten Ortschaften unsere Kirmeßgäste eingezogen, voran unser Großvater aus Arnoldsgrün, welcher sich die Mühe gab, mich einen Marsch auf der Trommel schlagen zu lehren; dann die Großmutter mütterlicher Seite aus Oelsnitz, welche seit langen Jahren verwittwet war. Den angenehmsten Gespielen brachte uns jedoch der Feldscheer Glaser aus Adorf mit, seine kleine, schöne Tochter Natalie, mit welcher ich Abends nach dem Clavier tanzen konnte.

Was gab es an diesem Tage zu lärmen und zu schreien, zu hüpfen und zu springen! — Die Eltern gaben uns Freiheit vollauf; die große Schulstube war ausgeräumt, Alles sauber gescheuert, die Fenster spiegelblank, die Wände mit Laubgewinden verziert und in der Mitte stand eine Tafel mit dem besten Weißzeug belegt und darauf standen die sich immer erneuernden Kuchenpyramiden, der große Stolz meiner Mutter und das Ergötzen der Gäste; das Werk mochte der Mutter außerordentlich gelungen sein, denn die Großmutter, welche sie sonst nur „meine Lene" hieß, nannte sie heute nicht anders, als „meine Frau Tochter", ja sogar die Frau Feldscheerin, welche ein armes, adliges Fräulein gewesen war, ließ sich in ihrer Begeisterung so weit hinreißen, daß sie einmal ausrief: „Deliciös, meine Gnädige!", was lange zum lustigen Stichwort in unserer Familie gebraucht wurde. Aber noch hatte die Mutter ihr Haupttreffen nicht geliefert; bei guter Zeit hatte sie sich bei der Gesellschaft entschuldigt, um dem Mädchen in der Küche beizustehen; denn bestand auch das Kirmeßmahl aus wenigen Gängen, so mußten doch gerade diese um so sorgfältiger zugerichtet sein. Kaum neigte sich die Sonne zum Untergange, so wurden die Fensterläden geschlossen, die Lichter angezündet und die Gedecke zurecht gelegt; welche Mühe kostete es aber, die allerwärts zerstreuten Gäste zusammenzubringen und welche unendliche Reihe von Complimenten entspann sich, ehe sie ihre Sessel eingenommen hatten, während die Mutter in Todesangst in der Küche auf die Entscheidung harrte.

Nun konnte sie die treffliche Weinsuppe, dann die blaugesottenen Forellen mit grüner Petersilie in den Mäulern und

endlich das Meisterstück, den sanft gebräunten, fettträufenden Nierenbraten auf die Tafel bringen lassen und die Gäste der Reihe nach zum Weitereſſen nöthigen, welche auch ihr Mögliches an diesem Abend zu leisten versuchten. Doch sollte erst beim Nachtisch, wo die Punschbowle kam, der rechte Jubel beginnen; der Großvater und die Großmutter aus Oelsnitz, welche den Vorsitz bei Tafel führten, übernahmen das Mundschenkenamt. Als zum ersten Mal die Gläser gefüllt waren, erhob sich der Großvater mit dem Trinkspruch: „Unſ're Kirmeßmutter hoch!" Die Dorfmusikanten, welche auf seine Bestellung vor der Thüre heimlich erschienen waren, bliesen dazu den Tusch, woran sich der Choral schloß „Nun danket Alle Gott", welchen die ganze Tischgesellschaft andächtig mit sang. Dies war für uns Kinder das Signal, den Tisch zu verlassen und hinüber in das Pfarrhaus zu springen, wohin wir zu einem Kindertanz eingeladen waren.

Des Pfarrers Bruder, welcher gleichfalls Pfarrer in einem benachbarten Dorfe war, klimperte auf einem alten Clavier einen langweiligen Walzer und es kam dort vor Rücksichten, welche die Pastorenwürde verlangte, zu keiner besondern Lustbarkeit; es sollte jedoch auf andere Weise für unser Vergnügen gesorgt sein; denn bald erschien ein Guckkastenmann, welcher die Erlaubniß erhielt, uns durch seine Gläser in eine Wunderwelt von Paläſten und Kirchen blicken zu lassen; aber wie sollte unser Erstaunen wachsen, als hinter den großen Städten die Geschichte Napoleons in neuen Bildern sich zu entrollen begann! Vorzüglich gefiel er mir bei den Pyramiden in Aegypten, und wieder beim Uebergang über die Alpen, am Wildesten war das Bild von der Schlacht von Austerlitz.

Es war für uns Kinder ein prächtiges Schauspiel, wir erwachten wie aus einem Traum, als der Mann seinen Guckkasten zumachte und wir vom Pastor die Andeutung erhielten, uns selbst nach Haus zu begeben, indem er jedem seiner kleinen Gäste einen großen, weißen Pfefferkuchen einhändigte und dafür den Handkuß erwartete und erhielt.

— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Beiträge zu Julius Mosens Erinnerungen

von

Dr. Max Zschommler.

Fern der Heimat, die er durch seinen im Jahre 1844 erfolgten Umzug aus Dresden nach Oldenburg verlassen, „dicht vom rieselnden Nebelschaum der Nordseeküste und mehr noch von wechselnder Schwermut umhüllt, welche ja mit langem Siechtum unzertrennlich ist, suchte Julius Mosens erquickungsdurstiges Auge eine grüne, ruhige, sonnige Stelle und fand sie in der Erinnerung an seine Jugendtage und die erlenburchzogenen Thäler seiner Heimat.“ So entstanden die „Erinnerungen“, die trotz ihres geringen Umfanges, der hohen, künstlerischen Reife wegen, die sich in ihnen offenbart, zu dem Besten gehören, was der Dichter geschrieben. Wenn man diesen herrlichen Rückblick auf vergangene, glückliche Jugendtage gelesen, so wird man entzückt gewesen sein über die reizende Schilderung eines einsamen vogtländischen Dorflebens und Lehrerheims, aber auch enttäuscht, das so schön begonnene Werk unvollendet aus den Händen legen zu müssen. Gar zu gern hätte man mehr erfahren von des Dichters weiteren Jugendschicksalen, den Freiheitskriegen, seiner Gymnasialzeit; von seinem Vater, dem wackeren Schulmanne; dem gefürchteten Jäger, seinem Großvater — vergeblicher Wunsch, die „Erinnerungen“ brechen plötzlich ab mit der Beschreibung der Reize einer vogtländischen Dorfkirmes. Welch bedeutenden Umfang Julius Mosen diesem seinem Lieblingswerke zu geben beabsichtigte, welch unersetzlichen Verlust die deutsche Litteratur durch seine Nichtvollendung erlitt, erhellt aus einem kürzlich aufgefundenen Plan, den die Gattin des Dichters, die

für den Schwerkranken die Feder führen mußte, auf ein Stück Papier aufgezeichnet hat und der die einzelnen Kapitel der zu vollendenden „Erinnerungen“ in folgender Reihe angiebt:

Märchen.
Weihnachtszeit.
Kain, Flucht in den Wald.
Zigeunerbande.
Kirmeß.
Zeitbilder.
Napoleon.
Durchmarsch der Franzosen nach Rußland 1812.
Ölsnitz. Plauen.
Der Kaiser kommt.
Der Komet.
Der Winter von 1812—1813.
Wilhelmine heirathet. Eifersucht des kleinen Othello.
Das Frühjahr und die Flucht der Franzosen.
Der König von Sachsen in Plauen.
Zeitungsnachrichten und Kanonendonner in der Ferne.
Kosaken im Dorfe. Österreichische Marodeurs und Sturmläuten.
Ein italienisches Regiment in Adorf.

Damit bricht das Blatt ab. —

Seit der Errichtung eines Mosendenkmals in Plauen i. V., dessen städtische Lateinschule der Dichter von 1817—1822 besucht hat, ist die Teilnahme an dem einstigen Lieblinge des deutschen Volkes wieder neu belebt worden. Es ist ein Ruhm für die genannte Stadt sowie für das durch sie vertretene Vogtland, das Andenken an einen deutschen Dichter wieder wach gerufen zu haben, dessen Name wohl durch leicht ersichtliche Umstände eine Zeit lang vergessen werden konnte, dessen Lieder aber, wie einer seiner schärfsten Beurteiler sagt, „den erstarrenden Hauch der fernsten Jahrhunderte überdauern werden!“

Man wird deshalb auch Bestrebungen gut heißen können, die darauf ausgehen, die Persönlichkeit des Dichters in der körperlichen und geistigen Entwickelung des Knaben, in der strotzenden und übermütigen Kraft des Jünglings, seine Jugend-

zeit im Geburtsorte wie auf dem Gymnasium genauer kennen zu lernen, kurz, seine „Erinnerungen" zu vervollständigen; denn diese in der vogtländischen Heimat verbrachten Jahre sind es, welche die Eigenart seines Geistes gebildet, ihm jene Naturseligkeit, jenen träumerischen, für Waldesdunkel, Wiesengrün und Bachesrauschen schwärmenden Hang gegeben, jene eigene, unerklärliche Mischung von großer Natürlichkeit und einem gewissen ätherischen Element, die vor und nach ihm ohne Beispiel geblieben ist.

Ist auch der Lebensgang dieses vogtländischer Berges- und Waldesluft entsprossenen Dichters, wenigstens in seiner Heimat, als bekannt vorauszusetzen, so sei er doch, des Verständnisses der folgenden Zeilen wegen, nochmals kurz dargestellt.

Geboren am 8. Juli 1803 in Marieney bei Schöneck im sächsischen Vogtlande, verlebte Julius Mosen die Jugendjahre im Elternhause, besuchte hierauf von 1817 bis 1822 das Gymnasium in Plauen, dann die Universität zu Jena. 1824 am 8. Mai verließ er mit seinem treuen Freunde Dr. Kluge Jena und ging, da nach dem Tode seines Vaters die Fortdauer seiner juristischen Studien zweifelhaft geworden war, nach Italien, kehrte nach fast zweijährigem Aufenthalte daselbst wieder zurück, um in Leipzig von neuem Jura zu studieren. 1828 machte er daselbst sein Staatsexamen. Den juristischen Vorbereitungsdienst bestand er in Markneukirchen bei dem Rechtsanwalt Schweinitz, dem Freunde seines verstorbenen Vaters und Paten seines jüngsten Bruders Gustav. Im Herbst 1831 ging er als Aktuar an das Patrimonialgericht zu Kohren, übernahm 1834 eine Rechtsanwaltschaft in Dresden, um 1844 die Stelle eines Dramaturgen am Hoftheater in Oldenburg anzutreten, woselbst er am 10. Oktober 1867 starb.

War es nun auch keine leichte Aufgabe, in der Heimat selbst Stoff zu dem oben angegebenen Zwecke zu sammeln, da ja einige Menschenalter seit der Jugendzeit Julius Mosens verflossen sind, so zeigte es sich doch nach mehrfacher, eifriger Nachfrage, daß hie und da noch einer lebte, der von dem schwarzgelockten Jünglinge zu erzählen wußte; das Gymnasialarchiv gab einige interessante Mitteilungen, insbesondere aber waren von dem

allergrößten Werte die von Herrn Oberbibliothekar Dr. Reinhard Mosen, dem Sohne des Dichters, gütigst zur Verfügung gestellten Briefe aus seines Vaters Gymnasial- und erster Studentenzeit, sowie eine Aufzeichnung von Jugenderinnerungen, die sich in den Papieren von Julius Mosens nächstältestem Bruder Eduard Aemil, weiland Pfarrer in Zschopau, fand.

Eduard Aemil Mosen, des öfteren in seines Bruders Julius Erinnerungen erwähnt, war geboren am 5. August 1806, verließ 1820 seine vogtländische Heimat, um als Alumnus in die alte, berühmte Thomasschule zu Leipzig einzutreten. 1823, während seiner Gymnasialzeit, starb sein Vater. 1827 widmete er sich unter vielfachen Sorgen und Entbehrungen, da er das ihm angebotene Schulamt seines verstorbenen Vaters nicht annehmen wollte, in Leipzig dem Studium der Theologie, wurde 1836 Diakonatsvikar, 1839 Diakonatssubstitut in Pegau, dann Pfarrer in Stöntzsch und 1859 Pastor in Zschopau, wo er in der Nacht vom 1. zum 2. Osterfeiertag 1884 starb. Von Tausenden beweint, bleibt er allen, die ihn kannten, zu denen der Schreiber dieser Zeilen sich zu rechnen das Glück hat, unvergessen. Die beiden Brüder Julius und Eduard Mosen ihrem Geist und Wesen nach kurz zu kennzeichnen, genüge es, den Schluß des bekannten Gedichtes des ersteren, „Segensspruch des Alten“ überschrieben, anzuführen:

Geb' dir Gott, mein herzig Kind,
Eduard, Eduard, viele Gnade!
Du bist sanft wie eine Taube,
Ein unschuldig reines Lamm;
Gebe Gott dir allen Segen!
Du warst mir in meinem Alter
Eine Blume auf der Aue,
Gott bescher' dir schöne Tage,
Bess're Zeiten nach den schlimmen!
Und mein Uli? Weine nicht,
Du viel kecker Herzensknabe,
Du viel wackrer junger Held!
Du warst mir ein starker Stab

In den schwachen, alten Tagen;
Gott geb' Dir sein größtes Heil —
Auf dem Blachfeld — jungen Tod.

Wenn dieser Wunsch, der Tod auf dem Blachfeld, nicht am Dichter selbst seine Erfüllung fand, so traf er doch ein bei dessen ältestem Sohn Erich, der, nachdem er schon 1866 den Feldzug als Kriegsfreiwilliger mitgemacht, 1870 in der Schlacht bei Mars la Tour den Heldentod für das Vaterland starb. —

Die nachgelassenen Erinnerungen der beiden Brüder sind verschiedener Art, Poesie und Prosa. Während in denen Julius Mosens außer der wundersamen Phantasie des Dichters, der sich so gern eine andere, schönere Welt aufbaut, der wehmütige Hauch des Heimwehs und der Sehnsucht nach den gesunden Jahren der Kindheit die Feder leitet, haben wir in den Aufzeichnungen seines bis ins hohe Alter rüstigen Bruders, der es sich zur Regel gemacht hatte, jährlich einmal ein paar Wochen in seinem geliebten Vogtland zuzubringen, die mit großem Fleiße niedergeschriebenen Eindrücke und Erlebnisse der Kindheit, eine bis ins einzelne gehende Schilderung des Lebens in und außer dem Hause, die allerdings auch nicht frei von mancherlei Irrtümern ist, denn der Verfasser brachte sie erst in den späteren Lebensjahren zu Papier, einer Zeit, die bekanntlich beim Malen der Vergangenheit der Phantasie hellere Farbentöne aufdrängt, als sie die rauhe Wirklichkeit gestattet hätte. Trotz der Fehler, trotz einiger falschen Zeitangaben sind diese Aufzeichnungen von unübertrefflichem Werte. Manche Bekanntschaft, die wir in den Erinnerungen Julius Mosens gemacht, tritt schärfer hervor; von diesem und jenem, besonders den Eltern des Dichters, erfahren wir mehr, und manches Neue, z. B. die Schreckenszeit des Krieges, die bei Julius Mosen fast unerwähnt bleibt, aber doch so außerordentlich auf ihn eingewirkt hat, zieht in lebendiger Schilderung an unserem Auge vorüber.

Wie Julius Mosen in seinen „Erinnerungen" angiebt, bezeichnet die Familiensage einen Griechen, namens Mosyn, der Professor in Prag gewesen und den Namen ins Deutsche über-

setzt haben soll, als Stammvater des Geschlechtes Mosen. Später erscheint Plauen als Ausgangspunkt und, wie die Überlieferung berichtet, ein Sammetweber aus England als Haupt des Stammes. Ein Nachkomme desselben soll Stadtmusikus in Plauen gewesen sein und infolge eines schrecklichen Ereignisses dieser Stadt auf ewig den Rücken gekehrt haben. Eines Tages, so berichtet die Familiensage, zog er mit seiner Musikbande an der Spitze eines großen Festzuges durch die Stadt und auch am eigenen Hause vorüber. Sein junges, blühendes Weib schaute mit dem einzigen Sprößling zum Fenster heraus und als sie dem Kinde den Vater in seiner stattlichen Tracht zeigen wollte, entschlüpfte es ihren Händen, ein gellender Schrei, es lag zerschmettert zu Füßen des entsetzten Mannes. Er ging nicht mehr heim, verließ die Stätte seines schönsten Glücks, seines gräßlichen Unglücks und ward von Stund an nicht mehr gesehen.

Jahrhunderte lang hat dann die Familie der Volksschule wackere Lehrer zugeführt, die in Plauen, Würschnitz, Auerbach, Geilsdorf, Arnoldsgrün und Marieney thätig gewesen sind.

Der Urgroßvater Johann Gottfried und sein Sohn Johann Gottlob, der Großvater des Dichters, waren Lehrer in Arnoldsgrün und jedermann, der die „Erinnerungen" gelesen, kennt den letztgenannten wackeren Alten. Sein Bruder Gottfried, Organist in Auerbach gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, ist bekannt geworden als Orgelspieler und Komponist. Von ihm berichtet auch Gerber in seinem Lexikon der Tonkünstler sowie Bernsdorf in seinem Universallexikon der Tonkunst: „Johann Gottfried M., Organist zu Auerbach im Voigtlande, gab 1781 zu Leipzig Oden und Lieder heraus, die sich vor vielen anderen auszeichneten. 1783 folgte eine zweite Sammlung. 1785 gab er zu Dresden sein Handbuch für Orgelspieler heraus, dessen erster Theil Präludien und Fantasien, der zweyte Trios und der dritte Fugen verschiedener Art enthält. Im Mspt. hat man noch seit 1783 von ihm: den 84sten Psalm, in Partit. Damoetas und Phyllis nach Gellert, für Singstimme und Klavier, und 3 Klaviertrios mit Violin und Baß." Da dieser namhafte Künstler ohne Leibeserben war, wollte er seinen Neffen Johann Gottlob, Julius Mosens Vater, an Kindesstatt annehmen, und

es wäre dann möglich geworden, daß der außerordentlich begabte Knabe eine seinen Fähigkeiten entsprechende Laufbahn hätte einschlagen können. Das Schicksal wollte es anders. Der rüstige Organist erlag einem hitzigen Nervenfieber und der den Neffen betreffende Plan war gescheitert. Über seinen Tod lesen wir in den Kirchenbüchern von Auerbach i. V. in No. 167 des Sterberegisters vom Jahre 1786: „Herr Johann Gottfried M., wohlverdienter und treufleißiger Organist und Schul-Collaborator allhier, starb nach einer vierwöchentlichen Krankheit am hitzigen Fieber, den 9ten December früh ½2 Uhr und wurde, nach eingeholter Erlaubniß, Tags darauf, den 10ten ejsd. früh um 6 Uhr in der Stille beigesetzt. Er war aus Unterwürschnitz gebürtig, und daselbst den 18. Oktober 1751 gebohren. Sein seliger Vater war Herr Johann Gottfried M., Schulmeister daselbst; seine selige Mutter aber war Frau Maria Sophia, eine gebohrene Miruffin von Adorf. Er hatte zu Plauen auf der dasigen lateinischen Schule die schönen Wissenschaften studiert, und hatte sich vornehmlich auf die Musik geleget, worinnen er es zu einer besonderen, seltenen Fertigkeit brachte, so daß er musikalische Werke mit Chor Kanto hat drucken lassen, und sich dadurch, so wie auch durch sein ganz vortreffliches Orgelspielen in der Nähe sowohl als auch in der Ferne, rühmlich bekannt machte. Er wurde im Jahre 1779 zu seinem hier verwalteten doppelten Amte beruffen, und trat dasselbe den 23ten Februar allhier an."

Der Schulmeister von Arnoldsgrün, der Bruder des erwähnten Organisten und Großvater des Dichters Julius Mosen, war geboren den 5. Februar 1738. Er hatte in seiner Jugend die Lateinschule zu Plauen besucht, war dann Hauslehrer der beiden Brüder von Jößnitz auf Freiberg bei Adorf, die er auf das Kadettenhaus in Dresden vorbereitete, während des siebenjährigen Krieges auch österreichischer Ulanenkorporal, hierauf eine Zeit lang Förster bei dem Grafen Zedtwitz und sodann Katechet in dem Walddorfe Mulde bei Schöneck, nicht Zwota, wie in den „Erinnerungen" steht, gewesen. Am 30. November 1767 erhielt er die Kirchschulstelle zu Arnoldsgrün und am 8. April 1769 heiratete er die „entführte" Friederike, deren wahrer Name Christiane Sophie lautete und die eine Tochter

des Obersteigers Ludwig in Breitenbrunn war. Die Entführung Friederikens, wie Julius Mosen seine Großmutter in den „Erinnerungen“ nennt, die abenteuerliche Reise von Dresden in die vogtländischen Wälder, ist ein Erzeugnis der dichterischen Phantasie des Enkels. Doch ist das Leben des Schulmeisters von Arnoldsgrün noch so romantischer Züge voll, daß diese eben erwähnten Thatsachen ihn nicht in unseren Augen seines ritterlichen Charakters entkleiden können. In Gottes freier Natur sich aufzuhalten war seine Lebensfreude. Aus der Schulstube, in der er als kleiner Tyrann ernst und gemessen wandelte, die aber seine Lehrthätigkeit nur im Winterhalbjahr beanspruchte, ging er mit der Flinte auf dem Rücken und der Kräutertasche an der Seite in den Schönecker Wald. Hier suchte und sammelte er mit großem Verständnis heilkräftige Pflanzen. Oft begleitete ihn einer seiner Enkel aus dem nicht zu entfernt liegenden Marieney. Im tiefsten Waldesdunkel fragte er einstmals Eduard, ob er den wilden Jäger hören wollte. Da war es denn, als ob der ganze Wald erschallte und wilde Pfiffe sich hören ließen; im Innersten aufgeregt umklammerte der Knabe die Kniee des Alten und bat: „Guter Großvater, nein, nein!“ Eines Tages ging der Schilbacher Förster vorüber. „Soll ich ihn verhexen, daß er in vier Wochen keinen Hasen mehr trifft?“ fragte der Großvater seinen ihn begleitenden Enkel. Dieser bat für den Unschuldigen, aber der Alte entgegnete: „Ach was, der Kerl hat mich bei dem Obersten von Mangold verklascht.“

Er galt denn auch überall für einen Tausendkünstler und war im Besitze eines uralten Buches mit wunderbaren Worten und Bildern, das er aber vor seinem Tode verbrannt hat. Von diesem Buche erzählte noch im Jahre 1864 ein alter vogtländischer Bauer in Marieney dem damals die Heimat seines Vaters besuchenden Dr. Reinhard Mosen, der jetzt als Oberbibliothekar in Oldenburg lebt: „Einst war des alten Schulmeisters Sohn über das Buch geraten und hat darin gelesen und immer, wenn er eine Seite heruntergelesen hatte, ist ein Geist ins Zimmer gekommen. Darüber kam der Alte, welcher dann sofort den Sohn zur Stube hinausschob, sich an den Tisch setzte und von der Stelle, wo sein Junge aufgehört hatte, rückwärts gehend,

Seite für Seite ablas. Immer, wenn er eine Seite hinaufgelesen hatte, war ein Geist aus dem Zimmer gegangen. Ja, schloß der Bauer, Ihr Urgroßvater hat mehr gekonnt als Brot essen." Dieser eigentümliche Mann liebte es, um sich und seinen von ihm in Wald und Flur gesammelten Heilmitteln gehöriges Ansehen zu verleihen, sich als einen aufzuspielen, dem gar vieles bekannt war, von dem der gewöhnliche Menschenverstand nichts wußte, und dies ist ihm vortrefflich gelungen. Meilenweit um Arnoldsgrün her wurde er geholt, um allerhand Schäden an Menschen und Tieren zu heilen. Noch im spätesten Alter ging er mit dem Marieneyer Pfarrer auf die Jagd und konnte gar zornig werden, wenn ein Hase, den er getroffen zu haben meinte, fortlief. Als sein Sohn, der Schulmeister von Marieney, im Juli 1823 auf das Krankenbett sank, von dem er nicht wieder aufstehen sollte, kam der alte Vater, der damals im sechs und achtzigsten Jahre stand, wie ein wandelnder, bemoofter Fichtenstamm von Arnoldsgrün herüber, um Abschied zu nehmen. Mit fester Stimme sagte er zum Sterbenden: „Sohn, du bist mein bestes Kind gewesen, ich habe mich allzeit deiner gefreut, fürchte dich nicht, wir kommen bald wieder zusammen." Scheinbar ruhig ging er zur Thüre hinaus, draußen aber weinte er laut auf, des zurückgehaltenen Schmerzes nicht mehr mächtig. Eduard geleitete ihn heim. Er wohnte bei seinem jüngsten Sohn August, der sein Substitut in Arnoldsgrün war, im Schulhause. Eines Abends, es war am 20. Juli des Jahres 1825, verlangte der im acht und achtzigsten Jahre stehende Greis Krebse zu essen. Dieselben waren auch bald herbeigeschafft, und während die Schwiegertochter sie zubereitete, ging der Sohn auf den Kirchturm die Abendglocke zu läuten. Als derselbe etwas später zurückkam, saß der Alte mit gefalteten Händen in seinem Lehnstuhl und schien zu beten. Der Sohn rief ihm zu: „Vater, die Krebse sind fertig"; zu spät, der alte Mann war ruhig in das bessere Jenseits eingegangen. Das Kirchenbuch von Arnoldsgrün, Sterberegister 1825, giebt von ihm an: „Herr Schullehrer Senior Johann Gottlob M. allhier, ein Wittwer, † den 20. Juli Abds. 10 Uhr, beerdigt den 22. ej. m. im Alter von 87 Jahren 5 Mon. 1 Woche und 5 Tagen;

gestorben an der Geschwulst und großer Alters-Mattigkeit. Der Selige hinterließ 3 Söhne, 3 Töchter, 18 Enkel und 2 Urenkel."

Aus seiner Ehe mit der bereits erwähnten Christiane Sophie Ludwig entsprangen dreizehn Kinder, von denen Johann Gottlob, Julius Mosens Vater, Kirchschullehrer in Marieney, der schon genannte August Kirchschullehrer in Arnoldsgrün war.

Johann Gottlob, Julius Mosens Vater, geboren am 4. November 1778 als siebentes Kind seiner Eltern, war ein hochbegabter Mann, dem der Sohn in seinen „Erinnerungen" ein schönes Denkmal kindlicher Liebe gesetzt hat. Er besuchte wie einst sein Vater und Oheim die Lateinschule zu Plauen. Der Vater hatte ihm bei seiner Aufnahme in die genannte Anstalt von Arnoldsgrün her das Geleite gegeben. Kurz vor der Stadt, am Rinnelberg, nahm er Abschied, sah seinem Gottlob noch einmal fest ins Auge, gab ihm ein paar Kreuzer und sagte: „Hier hast du zum Anfang eine Gabe, nimm sie zusammen, du weißt, wie viel Kinder ich habe. Da droben der alte, liebe Gott leite dich gnädig und helfe dir durch."

Die Aufnahmeprüfung hielt noch der Rektor Mag. Friedrich Wilhelm Ehrenfried Rost ab, der eben nach nur zweijähriger Thätigkeit in Plauen im Begriffe stand, die Leitung der Thomasschule in Leipzig sowie eine Professur an der Universität daselbst zu übernehmen, allwo er nachmals der Lehrer Eduard Mosens wurde. In das noch vorhandene Album discipulorum scholae Plavianae wurde Johann Gottlob M. aus Arnoldsgrün am 30. März 1796 als fünfzigster der von genanntem Rektor aufgenommenen Schüler eingeschrieben. Der nachfolgende Leiter der Schule war Mag. Johann August Görenz, der in dieser Stellung bis zum Jahre 1800 blieb, wo er das Rektorat in Zwickau übernahm. Im Jahre 1817 ging derselbe in gleicher Eigenschaft nach Schwerin, wo er 1832 als Schulrat starb.

Dem armen Dorfknaben aus Arnoldsgrün gelang es, dank mannigfacher Unterstützung seitens wohlhabender Familien zu Plauen, vier Jahre seiner Ausbildung zu widmen und reiche Kenntnisse zu sammeln, die ihn später weit über die damaligen Verhältnisse eines Dorfschullehrers hinausragen ließen. Eine

ganz besondere Hülfe fand er in dem Superintendenten von Plauen, Mag. Johann Christian Hand, der ihn zu seinem Famulus machte. Mag. Hand war geboren 1743 in Kalau in der Niederlausitz, 1774 Anstaltsgeistlicher zu Waldheim, 1779 Inspektor zu Schulpforta, 1784 Superintendent in Freiburg in Thüringen, vom 27. November 1785 bis 24. Juni 1798 Superintendent zu Plauen i. V., dann desgleichen in Sorau, wo er 1807 starb. Die Bekanntschaft des Lateinschülers mit diesem wackeren Mann sollte von den weitgehendsten Folgen begleitet sein, denn der Sohn des genannten Superintendenten, der berühmte Sprachforscher und Erzieher der hochseligen Kaiserin Augusta, Professor Hand in Jena, nahm in Erinnerung an seinen Vater und seine Jugendzeit den Student der Rechte Julius Mosen, den Sohn des ehemaligen väterlichen Famuli, in sein Haus auf, so daß es dem nach dem Tode seines Vaters fast Mittellosen möglich wurde, seine akademische Laufbahn fortzusetzen.

Als eines Tages die Kirmes von Arnoldsgrün den Famulus und Lateinschüler einen Tag länger, als ihm erlaubt war, vom Schulbesuche abgehalten hatte, kündigte ihm beim Eintritt in die Klasse der Lehrer eine entsprechende Karzerstrafe an. Glücklicherweise war aber eine deutsche Aufgabe gestellt gewesen, die der Nachzügler in Form eines deutschen Gedichtes gelöst hatte, in dem er die Reize des heimatlichen Kirchweihfestes höchst gelungen zur Darstellung brachte. Allgemeine Heiterkeit, die schließlich auch der gestrenge Herr Lehrer teilte, sowie gnädiger Erlaß der eben verhängten Strafe folgten dem Vortrage der launigen Verse.

Schon mit zwanzig Jahren erhielt er und zwar durch die gütige Empfehlung der Familie Merz in Ölsnitz vom Superintendenten Steinmüller daselbst die Kirchschulstelle zu Marieney.

Es war keine leichte Aufgabe, die den jungen Mann erwartete, da besonders als erschwerend hinzukam, daß sein Vorgänger in Unfrieden mit der Gemeinde gelebt hatte. Niemand verstand es jedoch besser als der neue Kirchschullehrer, sich die Liebe, Hochachtung und das Vertrauen der Einwohner von Marieney zu erwerben. Ausgestattet mit reichen Kenntnissen, mit der Kunst der Rede, des Dichtens und Zeichnens, mit einem

Witze, der leicht in beißende Spottrede überging, war er seinen Bauern nicht nur ein stets bereiter Helfer, sondern auch ein Herr Kantor, dessen gewaltiges, geistiges Übergewicht sie fürchteten.

Bei Hochzeits-, Kindtaufs- und Begräbnismahlzeiten trat an ihn, wie noch heute an den Kirchschullehrer im Vogtland, die Aufgabe heran, eine der Feierlichkeit entsprechende Rede zu halten. Er entledigte sich derselben gleich meisterhaft, sei es, daß er die Anwesenden in gebundener oder ungebundener Form unterhielt und entzückte. Selbst an den Sonntagen, wo er bei Verhinderung des Pfarrers im Gottesdienste eine Predigt vorzulesen hatte, erbaute er durch eine eigene selbst verfaßte Rede die Gemeinde.

Als Beweis seiner witzigen Art diene folgendes: In den blutigen und schweren Zeiten zu Anfang dieses Jahrhunderts hatte er bei Gelegenheit des kirchlichen Festes, welches zu Ehren des Tilsiter Friedens gefeiert wurde, wie es sein Amt erheischte, vom Herrn Pastor Mag. Steinmüller die Lieder für den Gottesdienst geholt und die Weisung erhalten, dieses Mal, da die Predigt etwas länger wie gewöhnlich geworden sei, den kleinen Glauben zu singen. Der Herr Kantor sang und spielte jedoch den großen Glauben und als er deshalb vom Herrn Magister eine strenge Rüge erhielt, antwortete er: „Herr Gevatter, das ging nicht. Zu diesem Frieden gehört ein großer Glaube.“ In der That brach nach kurzer Zeit, wie jedermann weiß, der Krieg wieder los.

Man wird es begreiflich finden, daß dieser Mann auch außerhalb seines Dorfes bekannt und beliebt war, daß man ihn gern bei Festlichkeiten in Pfarr-, Schul- und Beamtenhäusern sah, daß die benachbarten adeligen und bürgerlichen Rittergutsbesitzer ihn oft als Gast in ihrer Mitte hatten, nicht immer zur Freude seiner braven Hausfrau Sophie Magdalene, die sich nicht fürchtete, trotz Schnee und Nacht den zuweilen über die Polizeistunde ausbleibenden Gatten aufzusuchen.

Sie war geboren am 26. October 1779 als die Tochter des Bürgers und Tuchmachermeisters Johann Christoph Eniglein in Ölsnitz i. V. und hatte ihren Gatten am 13. Mai 1801

geheiratet. Sie brachte als Mitgift zwei Acker Feld, im Ölsnitzer Stadtgebiet liegend, und tausend Thaler Geld mit. War hiermit auch scheinbar der Grund zu einer gewissen Wohlhabenheit gelegt, so sorgten doch die später eintretenden schweren und andauernden Kriegsereignisse sowie noch später die Kosten für die Erziehung der Söhne, und Mißgeschicke verschiedener Art, z. B. die Krankheit des Familienhauptes dafür, daß das Geld selten im Haushalt wurde, ja daß die Ausgaben die Einnahmen überstiegen, die ja außerdem bei den damaligen Besoldungsverhältnissen der Kirchschullehrer äußerst gering und unregelmäßig waren. Nur mit Hülfe der allergrößten Sparsamkeit des Vaters und der trefflichen Hausfrauentugenden der Mutter, unter denen ein festes Gottvertrauen und ein nie verzagender Mut nicht die geringsten waren, sowie der Unterstützung bekannter Familien gelang es, die wirtschaftliche Notlage der späteren Jahre so weit zu überwinden, daß der Plan, die ältesten Söhne studieren zu lassen, nicht aufgegeben wurde.

Niemand verstand es wie Julius Mosens Mutter, ihrer Familie und ihrem Hause zu leben. Da zum Schuldienst auch Feld und Wiese gehörte, so trieb sie praktische Landwirtschaft. Sie sorgte nicht nur für des Leibes Nahrung, sondern auch für Kleidung. Aus eigen erbautem Lein wurde der Flachs gesponnen, der später zu Leinwand gewebt die Familie mit Wäsche und Kleidung versorgte.

Da nach damaliger Sitte nur im Winter Schule gehalten wurde, so konnte im Sommer mit um so größerem Fleiß für die rauhere Jahreszeit geschafft werden. Wenn auch für das Brot des Kirchschullehrers die Bauern aufkommen mußten, denn ein jedes Haus lieferte jährlich ein Küsterbrot, wenn auch die eigene Feld- und Gartenwirtschaft die Zukost gab, so blieb doch immer noch viel zu thun übrig. War die Zeit gekommen, so zogen Mutter und Kinder hinaus in die Heidel- und Preißelbeeren, und ganze Reihen von Gefäßen mit den eingesottenen Früchten des Waldes machten der braven Hausfrau größten Stolz aus. Daß sie eine ausgezeichnete Köchin war, erfahren wir aus den „Erinnerungen“, wo uns die Tafelfreuden einer Kirmes im Schulhause zu Marieney geschildert werden.

Es wird uns aber auch von Eduard berichtet, daß die Kochkunst seiner Mutter eine ganz hervorragende war; als echte Vogtländerin verstand sie eine Menge Gerichte, darunter zehnerlei Klöße, aus Kartoffeln herzustellen, und die Jagdzüge, die Großvater, Vater und Söhne erfolgreich in den heimatlichen Gefilden veranstalteten, hatten sie zur Meisterin in der Zubereitung des verschiedenen Wildes, der Forellen, Krebse und Krammetsvögel gemacht. Mit ihrer rührenden Emsigkeit, ihrem Bienenfleiß, für die Familie zu sorgen, verband sie eine echte, aufrichtige Frömmigkeit. „Fromm und gut sein und seine Pflicht erfüllen", das war ihr Wahlspruch, den sie ihren Kindern oft wiederholte.

Sie wurde achtzig Jahre alt und starb am 5. Juli 1859 im Hause ihres zweiten Sohnes, des Pastors Eduard Mosen in Zschopau, bei dem sie die letzten achtzehn Jahre ihres Lebens gewohnt hatte.

Außer Julius, der am 8. Juli 1803 als erstes Kind geboren wurde, entsprangen der Ehe noch drei Brüder und zwei Schwestern, nämlich Eduard Aemil, geboren 1806; Amalie Emilie, geboren 1809; Natalie, geboren 1811; Ludwig, geboren 1814 und Gustav, geboren 1821.

Natalie, ein liebliches, sanftes Kind mit blondem Haar und blauen Augen, starb 1815 in ihrem vierten Lebensjahre zum unaussprechlichen Schmerze ihrer Eltern und Geschwister. Ist es vielleicht im Andenken an die liebliche Schwester geschehen, daß Julius Mosen einen Irrtum in seinen Erinnerungen begeht, indem er schreibt: „Den angenehmsten Gespielen brachte uns jedoch der Feldscheer Glaser aus Adorf mit, seine kleine, schöne Tochter Natalie, mit welcher ich Abends nach dem Klavier, tanzen konnte." Diese Tochter des Feldscheer Glaser hieß nicht Natalie, sondern Emilie.

Der dritte Sohn Ludwig, ein außergewöhnlich musikalisch und poetisch beanlagter Mensch, besuchte das Seminar zu Plauen, welches er 1835 verließ, um von Stellung zu Stellung zu wandern, bis er, nachdem er deren vier und zwanzig in Deutschland, darunter Lehrerstellen in Unterwürschnitz und Eibenstock, inne gehabt, nach Amerika ging, wo er im Jahre 1857 als

wohlangesehener und gutgestellter Musik- und Mädchenlehrer in Sachsenburg, U. S., starb.

Seinen Bekannten, deren noch mancher unter den Lebenden weilt und die vielleicht noch zuweilen dieses unstäten Geistes als eines Verschollenen gedenken, sei hiermit etwas von seinen letzten Tagen mitgeteilt. Seine Frau, eine Französin, berichtet in einem Briefe an die Angehörigen in Europa in rührender Weise von dem Ende dieses hochbegabten, durch den frühen Tod seines Vaters eines tüchtigen und strengen Erziehers beraubten Mannes, der nach vielen Irrfahrten nach Amerika verschlagen wurde. Der Brief, der in ganz gebrochenem Deutsch geschrieben ist, welches der Herausgeber dieses Büchleins so gut wie möglich in die richtige Form gebracht hat, lautet:

„Mein Ludwig ist gestorben am 9. September morgens 8 Uhr 1857 in Sachsenburg, Pennsylvanien, wo er eine Schule hatte und hat sich geplagt mit Gesangunterricht, was ihm seinen baldigen Tod gab; er starb an der Auszehrung, er war 3 Monate krank; im Bette hat er nur einen Tag zugebracht. Er hat immer den Trost gegeben, daß er nicht leide, nur die letzte Nacht hat er sehr gekämpft, doch sein Bewußtsein hat er nicht verloren bis auf die letzte Minute; er ist im lauten Gebet eingeschlafen. Der Pastor Reichmann, Sohn eines Müllers aus Plauen, hat seine Leichenpredigt gehalten; er ist sehr schön begraben worden. Eine Kompagnie Militär hat ihn mit Musik abgeholt; nach dem Militär folgte ein großer Männergesangverein, den er gegründet hatte, dann seine Schulkinder und dann der übrige Zug. Auf dem Gottesacker wurde gesungen vom Männerchor, dann von den Kindern und nach dem Gebet gemeinschaftlich; dann wie er in das Grab gethan wurde, bekam er viele Blumen. Er hatte im Sarge den Ausdruck eines Mannes, der im festen Glauben an seinen himmlischen Vater die Welt verlassen hat. Dann wurde dreimal ins Grab geschossen und wir nahmen alle Abschied von dem, der uns im Leben so lieb war, denn er war ein guter Gatte, ein guter Lehrer und ein guter Mensch. Vor seinem Ende hat er im Fieber viel von Euch gesprochen. Die Amalie hat er sehr lieb gehabt; er hat immer so sehr gewünscht, sie bei sich zu haben. Seiner Mutter

wegen hat er große Sorgen getragen, weil sie immer krank war. Oft hat er gesagt: Meine arme Mutter, könnte ich dich doch einmal sehen und bei dir sein. Julius' Leiden hat ihn sehr angegriffen, er hat oft geweint, denn er hat mit großer Liebe an seiner Familie gehangen, und wenn wir zusammen waren, machten wir uns Pläne, später nach Europa zu gehen und Euch zu überraschen; der Himmel hat es anders beschlossen, sein Wille geschehe und nicht der meinige!" . . . . —

Der letztgeborene Sohn Gustav lebt als emeritierter Gymnasialprofessor in Zwickau. —

Die beiden ältesten Brüder Julius und Eduard genossen eine sorgenlose, glückliche Kindheit. Sie wuchsen auf in einer durch die Schönheit der Natur bekannten Gegend. Wald, Wiese und Bach waren ihre ersten Gespielen. Bot schon das Dörflein mit seiner alten Kirche und ihrer Vergangenheit genug des Anziehenden, so blieb doch der Tummelplatz der kindlichen Heldengestalten der vogtländische Fichtenwald und die vom Forellenwasser durchströmte Wiese.

Der alte Wallfahrtsort Marieney, heute noch abgeschlossen von Eisenbahn- und Straßenverkehr, von den umliegenden Städten Schöneck, Markneukirchen, Ölsnitz und Adorf durch ein- bis zweistündige Entfernungen getrennt, eine Oase, umgeben von waldgekrönten Bergen, bot für die Knaben Reize, die durch ihre Unmittelbarkeit und Stärke dauernd im zarten Herzen hafteten und ihnen jene vogtländische Heimatsliebe einflößten, die ihresgleichen nur in der des Schweizers findet.

Als Beweis für die rührende Anhänglichkeit des Dichters an seine rauhe Heimat dient außer den „Erinnerungen" die herrliche Erzählung „das Heimweh" in den „Bildern im Moose" mit dem in Italien entstandenen, tiefempfundenen Gedichte „aus der Ferne". Im Eingang dieser ergreifenden Geschichte findet sich folgende reizende Stelle über das Vogtland und die Heimatsliebe seiner Bewohner: „An der voigtländisch-böhmischen Grenze, in einem düstern Tannicht zieht sich aus einem Quellbrunnen ein Wasserfaden durch Moos und Heidelbeergesträuch hinunter in das Thal, wo er, mit anderen Wasserfäden verbunden und zu einem reichen Bache angeschwollen, an dem

schönen Dorfe Elster vorüber zieht und von ihm seinen Flußnamen annimmt, welchen er zugleich seinen Thalgründen schenkt, so weit er an Dörfern, Schlössern und Städten vorüberzieht, bis zum Grabe Poniatowsky's bei Leipzig — und seinem eigenen hinter Merseburg in der Saale. Der immergrüne Tannenwald, in dessen Wurzelarmen die Elster zuerst ihre hellen Augen aufgeschlagen hat, giebt ihr auf ihrer Wanderschaft in die Niederungen so weit das Geleit, als er auf den Hügelketten in ihre Thäler herunterklettern kann. Selbst da, wo die rodende Axt den Wald stundenweit zurückgedrängt hat, verschwindet er nicht ganz aus dem Gesichtskreise, und ehe man es meint, rückt er wieder über die Hügelrücken zu seinem geliebten Kinde herunter. Dadurch kommt es, daß dieses kleine Ländchen, welches in alten Zeiten dem jedesmaligen deutschen Kaiser gewissermaßen als Schatullengut, mehr aber noch seinen Voigten angehörte, großentheils aus Wald bestanden hat, ehe die treulose Elster sich zur Holzflöße gebrauchen ließ. Doch ist trotz der vielen Rodungen der Feldbau noch heute im obern Voigtlande von geringem, von größerm Ertrage aber Wiesenbau und Viehzucht, und noch immer finden sich Blöcke für die Sägemühle, Harz für die Pechsiederei, Fichtenrinde für die Rußhütte und auch zartgeädertes Tannenholz für die Geigenmacher im obern Voigtlande; denn noch giebt es meilenlange Waldstrecken, in deren düsterem Schatten der Kreuzschnabel sein geheimnißvolles Lied singen kann. Auch findet noch immer dort der Bergmann die reichen Eisenerzgänge im Schooße der Berge für die Hochöfen in Morgenröthe und Rautenkranz. Die Menschen, welche in Berggegenden und an den Quellen der Flüsse wohnen, hegen in sich einen wunderbaren Widerspruch: daheim plagt sie die Wanderlust und in der Fremde das Heimweh. Das Eine kann man durch die Fernaussicht von den Bergen hinunter in die Fremde und aus der damit verbundenen Sehnsucht, das Fremde auch kennen zu lernen, vielleicht erklären; zeigt doch oben der Zug der Wolken aus den Wäldern hinunter in die Niederungen, und unten der wanderungslustige Strom den Weg aus den Pforten der Thäler hinaus. Doch das Heimweh bleibt un-

erklärlich, wie die Wanderschaft der Vögel im Herbste und ihre Heimkehr im Frühling. Die Voigtländer halten es aber nach ihrer Art; sie sind die sächsischen Tyroler, nur genügsamer, nur regsamer, nur hartnäckiger in Verfolgung ihres Zieles, doch eben so bieder, wenn auch derber."

Auch der Anfang der wunderbaren Novelle „Ismael" in den „Bildern im Moose" gehört hierher: „Oft wenn die Erdschollen des Lebens dicht auf mein Haupt herunterrollen, und mir es schon ist, als würde ich, wie so viele Andere, in dem dumpfen Grabe dieser Zeit lebendig begraben, da zerreißt zuweilen die dunkle Nacht des Grabes, wie eine Wolke auf hoher Alpe, und unten weithin in der Ferne, wie ein verlorenes Eiland mitten zwischen Eisbergen, liegt meine grüne Heimath und mein Jugendleben da. Dann treten oft längst vergessene, ehrwürdige Greise und Männer und ihre Söhne und Töchter mit ihren freundlichen, kameradschaftlichen Gesichtern mir wiederum so lebendig neu entgegen, als läge nur eine lange, öde Nacht zwischen heute und sonst. Doch sind viele Jahre vergangen, seitdem ich ihre Gesichter nicht mehr gesehen habe. Viele von ihnen ruhen auf dem kleinen Gottesacker dort an der alten Kirche und ihrem Glockenthurme, der mein ältester und treuester Freund ist, der immer noch zuweilen freundlich über die Berge in meine Träume herübernickt und mit seiner milden Glockenstimme mir zuruft: „Wo bleibst du denn so lange?" Wie gute Engel ziehen diese Stimmen des Heimwehs mir überall nach, sie finden mich im Gedränge des Marktes, sie schleichen mir nach in das Theater und klingen oft mit einem einzigen Waldhorntone durch das rauschendste Concert, wie aus tiefgrünem Waldesdunkel, zu mir her. Heimath? — welche Seligkeiten schließt nicht das einzige Wort in sich! Ach, wir Männer der neuesten Zeit haben die Heimath verloren, deshalb sind wir auch Alle so unglücklich! Heimath, Vaterland, Glauben und Frieden — das Alles ist dahin! Dafür haben wir auch schöne Worte gefunden, reiben uns die Hände und sagen: „Unsere Heimath ist die Welt, unser Glaube die Freude, und unser Frieden? — der Kampf!" Als ob nicht die Heimath das Herz wäre, mit welchem wir die Freuden und die Leiden der ganzen Welt erst fühlen lernten!

Als wenn nicht der Frieden des heimathlichen Lebens die Palme des Kampfes sein sollte! Ist, wie die Blume, nicht auch der Mensch ein Gewächs der Heimatherde? Wurzelt der Eine mit materiellen Wurzeln in dem Boden und lebt durch ihn und mit ihm, so hängt der Andere mit geistigen Wurzeln nur um so inniger mit ihm zusammen. Was Ihr mir auch bieten mögt, ich werde doch nie die fernen Berge und Thäler, nie die Fichtenbäume, die über meiner Wiege gerauscht haben, nie vergessen die Nachbarn meines Vaters und ihre Kinder, meine Spielgenossen!" —

Die Geburtsstätte des Dichters, sowie die alte Kirche, stehen heute nicht mehr, doch ist das jetzige Schulhaus auf dem Platze des ehemaligen erbaut worden. Das Geburtshaus von Julius Mosen war ein ziemlich altes Gebäude. Rechts vom Eingang befand sich der Kuhstall, links die Schulstube, in welcher außer Tisch und Stuhl für den Lehrer eine Lesemaschine, ein Klavier, Tafeln und die aus groben Klötzen gezimmerten Schulbänke zu sehen waren, die eine solche Schwere hatten, daß einmal durch ein derartiges umfallendes Ungetüm der Fuß eines Kindes zerquetscht wurde. Außerdem stand noch eine Anzahl kleinerer Bänke im Zimmer für die jüngeren Bildungsbeflissenen von Marieney. Ein großer, weißer Kachelofen heizte die Schulstube und zugleich das nebenan liegende kleinere Zimmer, den Aufenthaltsort der thätigen Frau Kantor. Eine bessere Räumlichkeit, die Oberstube genannt und mit guten Möbeln, Bildern u. s. w. ausgestattet, welche, wie wir später sehen werden, öfters den verschiedenen Einquartierungen abgetreten werden mußte, befand sich im ersten Stockwerk des Hauses. In diesem Zimmer sind auch die Kinder alle geboren worden, hier ist auch der Vater gestorben. In dem von der Mutter sorglich gehüteten Garten am Hause blühten die schönsten Kaiserkronen und Aurikeln, Levkoien und Astern; an den Fenstern rankten sich reichtragende Bohnen hinauf. Im Stalle standen die glatten Kühe, deren das Schulhaus in seinen Glanzzeiten mehrere barg, und eine Menge Hühner belebten den Hof.

Der Kirchturm und der Kirchboden, genugsam aus den „Erinnerungen" bekannt, dienten den Knaben als Schauplatz ihrer turnerischen und ritterlichen Übungen. Wie Eichhörnchen

hüpften sie von einem Balken zum andern, an den langen Glockenseilen ließen sie sich hinab, und besonders war es Julius, der den Klöppel der großen Glocke mit Händen und Füßen umklammernd, die gefährlichsten Schwingübungen versuchte. Auf dem höchsten Punkte des Turmes, bei der kleinen Glocke, saß der Knabe oft stundenlang allein, um seine Schularbeiten zu machen und seine ersten Leseübungen, zu welchen eine alte Virgilübersetzung den Stoff gab, abzuhalten, oder aber auch, wie er es einst in Abwesenheit des Vaters gethan, dem rächenden Rührlöffel der wegen einer Ungehörigkeit zürnenden Mutter zu entgehen. Zuweilen versammelte sich auch eine ganze Schar der wilden Knaben da oben, um sich Märchen zu erzählen oder Pläne für weitere Thaten zu schmieden. Die Umgebung des Dorfes, der dichte, hohe Nadelwald, die saftigen, von rauschenden Bächen durchströmten Wiesen boten den Knaben noch günstigere Gelegenheit, ihre Glieder zu stählen, ihrer Jugendlust, ihrem kecken, frischen Knabensinn die Zügel schießen zu lassen.

Wenn es des Großvaters Freude war, mit dem Jagdgewehr im Walde umherzustreifen, so fand sein Sohn, der Lehrer von Marieney, mehr Geschmack am Dohnenstieg und besonders am Fischfang. Diesem von ihm leidenschaftlich geliebten Vergnügen nachzugehen war ihm zum Teil durch Pachten von Fischwässern und Teichen, ein anderes Mal auch auf folgende Weise möglich geworden: Der Besitzer des Rittergutes von Marieney, Herr Ludwig Heinrich Christian Lazarus von Feilitzsch, hatte seine Gemahlin durch den Tod verloren und war, da ihm dadurch der Aufenthalt im Schloß und Ort verleidet worden, nach Kürbitz bei Plauen übergesiedelt. Wir werden dieses Verlassen wohl begreiflich finden, denn diese Gattin war niemand anderes als die liebliche Wilhelmine von Thoß, von deren Schönheit und Herzensgüte Julius Mosen in den „Erinnerungen" eine begeisterte Schilderung giebt und die er „die liebste Freundin seiner Knabentage", sein Vater aber „die Blume seines Lebens" nannte. Sie war die Patin von Julius Mosen und trug ihn, als sie vierzehn Jahre alt war, bei der Taufe auf ihren Armen, so daß, wie er selbst sagt, „ihn in ihrer Gestalt die Schönheit auf seinem ersten Ausfluge in die offene Welt geleitete." Ihr

Vater, der letzte männliche Sproß des Stammes, der alte Hauptmann Karl Ludwig von Thoß, war am 2. Mai 1803 gestorben und hatte ihr das Gut vermacht. Sie heiratete ihren oben genannten Gatten am 18. Februar 1810, sollte ihm aber bald, zu seinem großen Schmerze, nach kurzer Ehe durch den Tod am 27. August 1811 wieder entrissen werden. Laut Totenregister von Marieney Jahrgang 1811 No. 21 „starb Frau Caroline Friederike Wilhelmine geb. von Thoß, Erb-, Lehn- und Gerichtsfrau allhier, eine Wöchnerin, Herrn Ludwig Heinrich Christian Lazarus von Feilitzsch', Königl. Preuß. Premier-Lieutnants von der Armee gewesene Frau Gemahlin, am 27. August 1811 früh ½1 Uhr in einem Alter von 19 Jahren 5 Mon. 3 Wochen 10½ Stunden und wurde am 28. ejsd. m. abends adeligem Gebrauch nach in der Stille — unter vorhergegangener Einsegnungsrede vor der Gruft — beerdigt. Auf eingeholte Ephoralverordnung ist 14 Tage zusammengeschlagen worden und die Orgel stehen geblieben. Sie hinterließ 1 Fräulein." So ging denn das Rittergut Marieney durch Kauf über in die Hände eines reichen Bauern aus dem benachbarten Gunzen, namens Seifert. Dieser übergab seinen Sohn dem Vater Julius Mosens zur Erziehung und stellte ihm dafür das Fischen im langen Forellenbach sowie die Jagd auf seinem Besitz frei. Wenn nun auch der Lehrer von Marieney nicht wie sein Vater in Arnoldsgrün den Tieren des Waldes nachstellte, so nutzte er doch mit seinen eifrigen und brauchbaren Söhnen das gestattete und wohlverdiente Weidrecht wacker aus, indem er den Krammetsvögeln Schlingen legte und mit Angel und Hamen den Forellen und anderen Fischen nachstellte. Aufmerksam warteten die Brüder Julius und Eduard dieser wertvollen gefangenen Tiere und sobald eines derselben sich auf den Rücken legen wollte, mußte es von ihnen auf des Vaters Geheiß so lange ins fließende Wasser gehalten werden, bis es sich wieder erholt hatte. Den schweren Krug mit kostbarer Beute dann heimwärts zu tragen war zuletzt die keineswegs leichte Aufgabe der sich in dieser Arbeit ablösenden Knaben, bei der es, wie wir in den „Erinnerungen" lesen, einmal zu ernstem Streit und jäher Thätlichkeit kam.

Das Hauptvergnügen der beiden Brüder, das sie allein und selbständig ausüben durften, war das Krebsen im Forellenbach und oft fiel das Jagdergebnis so gut aus, daß einige Schock dieser edlen Krustentiere in den feineren Häusern von Schöneck in Geld umgesetzt werden konnten.

Bei dem Fischreichtum der Gewässer des oberen Vogtlandes und dem Überschuß an Zeit, den der Kirchschullehrer jener Tage im Gegensatze zu dem unsrer hatte, kann es uns nicht wundern, daß diese Leidenschaft des Fischens gerade in der Lehrerwelt Boden gewonnen hatte. So wird uns noch von anderer Seite erzählt, daß auch die Amtsgenossen im benachbarten Saalig und Würschnitz dem Berufe Petri nachgingen und zwar so eifrig, daß die Herren Jugenderzieher sich zuweilen ins Gehege kamen, wobei allerdings die Kollegialität stark gelitten haben soll.

Hatten sich die Monate mit einem r genähert, so errichtete der Vater mit seinen Knaben einen regelrechten Dohnenstieg, und mancher Krammetsvogel fing sich in der Pferdehaarschlinge, um darauf lecker zubereitet den Tisch des Marieneyer Schulhauses zu zieren.

In den Herbsttagen mußten außerdem die Kühe, dieser wertvollste Besitz des Schulhauses, auf die Weide getrieben werden. Die munteren Knaben sollten nun zwar unverwandten Auges die Lieblinge der Mutter schützen; wie oft mag es jedoch vorgekommen sein, daß die Hirten, sich Märchen und allerlei wunderbare Geschichten erzählend, im Grase lagen, während die Tiere in das Nachbargebiet einen räuberischen Einfall machten. Dies Erzählen alter, sagenhafter Ereignisse war eine wahre Leidenschaft der Knaben. Ihr kindliches Gemüt tief erregende, die heimischen Höhen und Wälder umspielende Sagen waren u. a. die von dem Vater, der seinen Sohn verstieß und so zwang, in den Orient zu gehen; die von einem durch seinen Geiz und seine Herzenshärtigkeit bekannten früheren Rittergutsbesitzer, der zur Strafe für seine Sünden nachts ruhelos und finsteren Blickes durch das Schloß geht. Die erstere dürfte wohl der Ursprung der schon erwähnten reizenden Erzählung „Ismael" in den „Bildern im Moose" sein, die dann durch des Engländers

Tennyson „Enoch Arden" weltbekannt geworden ist. Enoch Arden ist von fast jedem gebildeten Deutschen gelesen worden, und Ismael ist vergessen. —

Auch lockte der nahe Wald zu losen Streichen. Welche Lust, ein Eichhörnchen zu jagen, ein Krähennest zu zerstören, die im Vogtland so häufigen Kreuzottern zu töten!

Bei diesem Umherschweifen in Wald und Flur vergaß man den Unterricht nicht. Die Teilnahme am Forellen- und Krebsfang, der nur des Nachmittags oder des Abends stattfand, war erst eine vom Vater gestattete Belohnung für den am Vormittag gezeigten Fleiß.

Der Lehrer von Marieney war als einer der tüchtigsten seines Standes im ganzen Vogtland bekannt. Mit einer außerordentlichen Strenge, die nun unbedingt zu den Haupteigenschaften eines Erziehers gehören muß, verband er großes Lehrgeschick, vielseitige Kenntnisse. Nichts war ihm mehr zuwider als Trägheit und Schlaffheit, heimliches, lügnerisches und heuchlerisches Wesen. Er verlangte Offenheit und verzieh deshalb auch stets den ehrlich eingestandenen Fehler. Hatten die Knaben zum Ärger der Mutter etwas zerbrochen oder sonstigen Schaden angerichtet, so gab es ernste Rüge, keine Züchtigung. Auf gesundem Grunde sollte sich der Mensch wie ein Baum aus dem Kern entwickeln; dies war sein Grundsatz, den er seinem Lieblingsschriftsteller Rousseau entnommen hatte. Daher war ihm alles gezierte, äffische Wesen im allgemeinen, besonders aber an den Kindern verhaßt, und wenn die Mutter dieselben ermahnte, im Schlosse und Pfarrhause zierlich anzupochen, dem gnädigen Herrn die Hand zu küssen und tiefe Knixe zu machen, sprach er lächelnd: „Liebe Mutter, laß' sie nur! Wenn sie nur gut und brav sind und was Ordentliches lernen, dann wird schon das Leben ihre Füße in die richtige Positur bringen."

Eine Hauptaufgabe sah er darin, die Kinder abzuhärten und zur Furchtlosigkeit zu erziehen. Mögen seine zu diesem Zwecke angewandten Mittel uns heutzutage vielleicht zu gefährlich erscheinen, von Erfolg sind sie ohne Zweifel bei seinen Kindern begleitet gewesen. So war er einst mit Julius und

Eduard an die nicht zu weit von Marieney fließende Elster gegangen, um zu baden. Julius entkleidete sich langsam, hielt den Fuß in das Wasser und meinte: „Ach, es ist kalt.“ Sofort ergriff ihn der schon im Wasser stehende Vater und warf ihn mitten hinein in den Fluß. Julius kämpfte rüstig mit den Wellen und hat nie wieder gezagt, in das Wasser hineinzuspringen. Den von Jugend auf etwas schwächlichen Eduard zwang er, den Kopf zu strecken, die Schultern zurückzunehmen, die Brust zu heben, und so gelang es ihm, den Sohn so zu kräftigen, daß derselbe nach eigenem Geständnis noch als siebzigjähriger Greis von der Kanzel herab die größte Kirche mit seiner Stimme ausfüllen konnte.

Wehe dem Knaben, der nicht noch abends oder bei einbrechender Nacht den Gang über den Gottesacker in die Kirche gewagt hätte! Aus den „Erinnerungen“ erfahren wir, daß Julius eines Spätabends, da er die Kirchenthüre nicht geschlossen hatte und diese vom heulenden Winde hin- und hergeworfen wurde, den Weg über den Kirchhof antrat, „da er mehr des abwesenden Vaters Spott über seine Feigheit als ein Scheltwort über halbe Arbeit fürchtete.“

Ebenso geschah es einst, daß an einem Sonnabend zu später Stunde ein Bote vom plötzlich erkrankten Pfarrherrn kam, um dem Kirchschullehrer anzukündigen, er habe am folgenden Sonntag den gesamten Gottesdienst zu halten. „Julius“, lautete des Vaters Befehl, „nimm dort den Kirchenschlüssel und hole mir vom Altar die Agende.“ Ruhig und ohne einen Augenblick zu zögern vollzog der Knabe den erhaltenen Auftrag. Diesen gegenüber allen Gefahren des Lebens furchtlosen und unternehmenden Sinn weiter zu pflegen, veranlaßte er die kaum acht bis zehn Jahre alten Söhne Julius und Eduard, Aufträge in die umliegenden Städte und Dörfer auszuführen; er erklärte ihnen kurz den Weg, zeichnete in schwierigeren Fällen wohl auch den Feldzugsplan mit Kreide auf den Tisch, und dann ging es hinaus, gleichviel ob es Sommer oder Winter war. Pünktlich und richtig wurde die gestellte Aufgabe gelöst. Nach damaliger Sitte gingen, wie schon erwähnt wurde, die Kinder nur im Winterhalbjahr und auch da nicht regel-

mäßig zur Schule. Der Sommer mit seinen Feld- und Erntearbeiten verlangte die Arme der Kleinen so gut wie der Erwachsenen. Um nun für seine Söhne und die Kinder von Leuten, welche die Unzulänglichkeit des damaligen Unterrichts erkannten, einen besseren und stätigeren zu schaffen, hatte Julius Mosens Vater eine Art Selekta eingerichtet. Diese Schule war im Vogtlande ihrer Leistungen wegen berühmt, und mancher zum tüchtigen Beamten herangewachsene Zögling dieser Anstalt verdankte dem Lehrer des heimatlichen Dorfes gediegenes Wissen und gute, ja hohe Stellung.

Freilich mit der Bezahlung sah es, wie wir schon aus der Jagd- und Fischerlaubnis gesehen, zuweilen seltsam genug aus. So kam eines Tages ein armer Holzmacher auf den Herrn Schulmeister zu, zog bescheiden die Mütze, drehte sie verlegen in den Händen und brachte endlich die Worte hervor: „Herr Kantor, ich möchte Sie bitten, daß Sie meinen Gottlieb auf die gelehrte Schulbank setzen, ich will Ihnen dafür auch ein paar Schock Büschel hacken.“ Gottlieb wurde auch auf die „gelehrte“ Schulbank gesetzt, d. h. in die Selekta aufgenommen und ist später ein sehr tüchtiger Militärbeamter geworden.

Der Religionsunterricht, der damals den größten Teil der Schulstunden ausmachte, wurde bei diesem Lehrer, der selbst von echter Frömmigkeit war, zu einem äußerst ergebnisvollen. Peinlich sah er bei dem Hersagen der Hauptstücke auf richtige Betonung und langsames Sprechen. Ergreifend war seine Art, die biblische Geschichte zu erzählen. Die lieben Gestalten des alten Testaments erschienen bei seinem freien Vortrage lebendig vor der Kinder Augen, und unvergeßlich blieb ihnen die Schilderung von Christi Leiden und Sterben.

In gleich lebendiger Weise führte er die Schüler in die Weltgeschichte und Erdbeschreibung ein. Er besaß eine sehr ansehnliche Sammlung von Landkarten sowie Bertuchs Bilderbuch. Wie anziehend sein Unterricht in den genannten Fächern war, beweist folgendes hübsche Vorkommnis. Einst hatte er den lauschenden Kindern von dem schönen Lande, wo die Zitronen blühen, erzählt. Am Schlusse der Stunde nahm Klein-Julius seinen Stock, setzte seine Mütze auf und marschierte

munter zum Dorfe hinaus. Die Mutter, welche vom Kartoffelfelde kam, rief dem Wanderer zu: „Julius, wo willst du denn hin?“ „Nach Italien, wo die Zitronen und Apfelsinen wachsen,“ lautete die Antwort. Die Mutter hatte Mühe, den Knaben von seinem Entschlusse abzubringen, der doch, wenn auch wohl fünfzehn Jahre später, von ihm zur Ausführung gebracht wurde.

Gerade in der Erziehung seines Erstgeborenen bewies der Vater seine Meisterschaft.

Julius war ein lebendiger Knabe mit feurigem Auge und schwarzem Haar. Eine unbändige Naturkraft, die nur der Vater erfolgreich zu behandeln verstand, wohnte in diesem Kinde. Wißbegierig suchte er bei ihm unbekannten Dingen das Innere zu erforschen, um die bewegende Ursache zu entdecken, so daß erhaltenes Spielzeug nach kurzer Zeit diesem Entdeckungstrieb zum Opfer fiel.

Einmal plagte ihn in Abwesenheit der Eltern die Neugierde, die schönen Bilder in der Oberstube genauer untersuchen zu wollen. Da dieselbe immer verschlossen gehalten wurde, kletterte er von außen am bretternen Sims hinauf und durch das Fenster hinein, nahm die Bilder von der Wand, dann sogar aus dem Rahmen und hing sie nach genauer Besichtigung der Rückseite wieder auf. Die Rückkehr mißlang, das morsche Brett zerbrach und der Knabe fiel, ohne jedoch glücklicherweise weiteren Schaden zu nehmen, aus dem ersten Stockwerk in den Garten hinab.

Eines Tages war der Vater schon früh auf den Adorfer Jahrmarkt gegangen. Julius, der seine Kunst im Holzschnitzen versuchen wollte, zog einen Quirl aus dem Tellerbrett heraus, blieb aber dabei hängen und riß eine gute Schüssel mit herab, die in tausend Scherben zersprang. Die Mutter, die sich leicht bei solchen Frevelthaten erzürnen konnte, ergriff den Kochlöffel, um den Verbrecher zu strafen. Dieser kroch, um sich auf dem kürzesten Weg zu retten, unter dem Tisch, auf welchem das Kaffeegeschirr stand, der Thüre zu, hatte aber dabei das weitere Unglück, auch die Kanne und die Tassen herunterzureißen und so den Schaden gewaltig zu steigern. Im feurigsten Zorn verfolgte die Mutter im andern Zimmer den Übelthäter über die

Schulbänke hinweg. Als derselbe keinen Ausweg mehr sah, sprang er zum Fenster hinaus, auch hier noch einen Flügel mitnehmend. Sein Ziel war der Kirchturm. Dort angekommen setzte er sich auf den höchsten Punkt, wohin ihm niemand folgen konnte und wartete den ganzen, langen Tag, bis der Vater abends heimkam. Auf dessen Geheiß stieg er herab, doch nicht eher, als bis ihm Erlaß aller Strafe versprochen worden war.

Härte und Strenge allein waren nicht die einzigen Mittel, diesen talentvollen aber auch schwer zu zügelnden Knaben zu erziehen; Liebe und Güte fruchteten mehr.

Da es als ausgemacht galt, daß er studieren sollte, fing der Vater zeitig mit dem Unterrichte im Lateinischen nach Bröders bekannter Grammatik an. Anfangs ging es auch ganz gut, aber auf einmal bekam Julius die neue Arbeit satt. „Ich studiere nicht, ich werde Kunstgärtner", sprach er. Der Vater hatte scheinbar nichts gegen den neuen Plan einzuwenden. Er gab dem Knaben ein Stück wüstes Land, damit derselbe allda seine ersten gärtnerischen Versuche anstellen konnte. Julius fing denn auch mit lobenswertem Eifer an, das Land urbar zu machen; er las die Steine ab, schaffte Dünger herbei, grub das Erdreich um, und bald sah man, nachdem die nötigen Pflanzen und Sträucher aus dem Schloßgarten eingesetzt waren, den Erfolg. Alsdann verordnete der Vater, daß der Sohn die Namen der Pflanzen auf kleine Täfelchen schreiben sollte, denn das müßte ein richtiger Gärtner thun. Als sich nun hierbei herausstellte, daß die botanischen Namen, die ein Gartenkundiger unbedingt wissen muß, lateinische waren, fragte der Sohn verwundert, ob denn ein Gärtner auch diese Sprache verstehen müßte. Der Vater bejahte dies und so trieb man denn, da Julius noch weiter auf seinem Plane bestand, wieder tüchtig Latein. Im Herbste jedoch wurde der Knabe des erwählten Berufes überdrüssig, sei es, daß ihm die Thätigkeit eines Gärtners überhaupt nicht mehr gefiel, oder daß das leidige Latein wieder daran schuld war. Er entschloß sich, Kaufmann zu werden. Auch dieser Plan fand die Billigung des Vaters. Er übergab seinem Sohn einen kleinen Handel mit Papier,

Federn, Bleistiften u. s. w. und zeigte ihm, wie es nötig sei, genau Buch und Rechnung zu führen. Julius führte alles genau so aus, wie es von ihm verlangt wurde, doch als der Vater die weitere Eröffnung machte, daß ein richtiger Kaufmann auch tüchtig Französisch verstehen müßte, eine Sprache, die aus dem Lateinischen stamme und mit Hülfe des letzteren viel leichter zu erlernen sei, erklärte der Sohn, er wolle, wenn er einmal Lateinisch brauchte, es nun auch richtig lernen und studieren. —

Ehe wir dem Fortgang seiner Vorbereitung auf das Gymnasium weitere Aufmerksamkeit widmen, müssen wir der rauhen Kriegszeit gedenken, die auch das stille und abgelegene Dörflein Marieney berührte. Wenn auch Julius Mosen ihrer nur beiläufig in seinen „Erinnerungen" Erwähnung thut, so hat sie doch selbstverständlich lebendige Eindrücke bei ihm hinterlassen; wie wäre es sonst möglich gewesen, daß er später jene packenden, unsterblich gewordenen Vaterlandslieder geschaffen, die Deutschland im Fluge durcheilten, heute noch allgemein bekannt sind, die die Krone aller unserer Vaterlandslieder sind und ihrer Lebendigkeit und Frische nie verloren gehen werden, so lange man deutsch denkt und spricht. —

In den ersten Jahren des neunzehnten Jahrhunderts war das Andenken an Friedrich den Großen noch ungemein lebhaft im Volke. Auch in Sachsen, im Vogtlande, bewunderte man in dem König, der so tapfer seiner übermächtigen Feinde sich erwehrt, den Vertreter und Verfechter der deutschen Sache. Viele Leute erinnerten sich noch der Zeit seiner Kriegsthaten, ja manche, z. B. Julius Mosens Großvater, hatten daran, wenn auch auf feindlicher Seite, teilgenommen. So groß aber auch die Bewunderung des Helden im sächsischen Volke war, so sehr haßte man die Preußen.

Dieselbe Erscheinung, d. h. eine große Begeisterung für eine einzelne Persönlichkeit sowie ein unbegrenzter Widerwille gegen das von ihr beherrschte Volk, zeigte sich einige Jahre später in Bezug auf Napoleon I. und die Franzosen. Erblickte man in dem ersteren den Helden, der sich vom Soldaten bis zum allmächtigen Herrscher der Welt emporgeschwungen, und von dessen Thaten selbst die fernen, märchenhaften Ufer des

Nils erzählten, so haßte man um so ingrimmiger das Volk, das nicht vor dem Morde einer ganzen Königsfamilie zurückgeschreckt war, dessen blinde Wut sich gegen alles Altbestehende wandte, dessen unersättliche Ruhmsucht damals die deutschen Lande und selbst die der mit ihm verbündeten Fürsten mit den schwersten Bedrängnissen erfüllte.

So hatte auch Marieney jahrelang zu leiden von den Lasten des Krieges.

Im Jahre 1806, Julius war drei Jahre alt, Eduard ein Säugling, ertönte eines Abends der Schreckensruf: „Die Franzosen kommen!“ In ihrer Todesangst flohen sämtliche Einwohner des Ortes, darunter unsere Schulmeistersfamilie, mit ihrer Habe, ihrem Vieh in die zwischen Arnoldsgrün und Marieney gelegenen Wälder. Julius an der Hand, den kleinen Eduard an der Brust, suchte die treue Mutter das schützende Dickicht auf. In der ungewöhnten Kühle des Waldes hatte sich der Zweitgeborene stark erkältet und als die Eltern, da sich die Nachricht glücklicherweise als unwahr erwies, nach Hause zurückgekehrt waren, bemerkten sie zu ihrem großen Schrecken, daß eine dicke Beule das linke Auge des Knaben bedeckte und am Öffnen hinderte. Der besorgte Vater bat vergeblich bei verschiedenen Ärzten um Hilfe; endlich wagte auf der Eltern ausdrücklichen Wunsch deren Freund, der auch in den „Erinnerungen“ erwähnte Feldscheer Glaser in Adorf, den Schnitt, verletzte aber dabei, wie er gefürchtet hatte, das Auge, so daß das Kind, zum größten Leidwesen der Eltern, auf dem einen Auge blind war und blieb.

Mehr als von den Franzosen wurde das Dörflein einige Jahre später von deren Feinden, den Österreichern und Russen, heimgesucht. Auch die eigenen Landsleute und zwar sächsische Dragoner bezogen längere Zeit Quartier in Marieney. Die Knaben wurden ganz vertraut mit ihnen, ritten auf ihren Pferden, sahen zu, wenn sie ihre Waffen putzten, bewunderten die weißen Uniformen und blitzenden Pallasche und ließen wohl auch hie und da zu heimlichen Versuchen eine der scharfen Patronen entweichen. Ihr bester Freund unter den Reitern hieß Wilhelm, der bei dem Nachbar Schetelich einquartiert

war. Durch sein freundliches Wesen war er der Abgott aller Knaben geworden. Eines Morgens schmettert das Alarmsignal, die Reiter eilen auf ihren schmucken Rossen zum Sammelplatz. Wilhelm hatte gerade noch Zeit, Abschied von seinen kleinen Freunden zu nehmen, denen er wehmütiger Gedanken voll zuruft: „Lebt wohl, ich sehe euch nicht wieder.“ Seine Ahnung hatte ihn nicht betrogen. Die Truppe, die in der Richtung nach Plauen ausgerückt war, traf auf eine feindliche Abteilung. Die Trompeten schmetterten zum Angriff, Wilhelm fiel zum Tode getroffen als erster und einziger Mann. Der Schmerz der Knaben war groß und tief, als sie diese Nachricht hörten und das herrenlose Pferd ihres Freundes in das Dorf führen sahen.

Nach dem Abzug der Dragoner rückte sächsische Infanterie ein. Dieselbe blieb ebenfalls längere Zeit, so daß sich abermals zwischen den Einwohnern des Ortes, insbesondere dem männlichen, jüngeren Teil und den Truppen das herzlichste Verhältnis entwickelte.

Die gute Oberstube des Schulhauses hatte der Führer des Fußvolkes, Hauptmann von Jeßnitz (!), mit Beschlag belegt, der zu seiner großen Freude in der thätigen Frau Kantor eine Kochkünstlerin ersten Ranges entdeckte. Besonders mundeten ihm die vom Hausherrn gefangenen Forellen und Krammetsvögel, und nach jedem Mittagessen meldete der Diener gehorsamst in der Küche, es habe dem Herrn Hauptmann wiederum vortrefflich geschmeckt. Zum Danke für die gute Verpflegung hinterließ der sächsische Offizier der Lehrersfamilie ein kostbares Kästchen, das ihm als Aufbewahrungsort für seine Wertsachen gedient und in dem die Frau Kantor nun ihre Familienbriefe verschloß.

Das Schulhaus war der Sammelpunkt aller derer, die, des Schreibens und Lesens unkundig, einen Brief erhalten hatten oder auch abschicken wollten. Unermüdlich erfüllte der hülfreiche und gute Lehrer alle Bitten der Krieger; alle kamen sie mit schwerem Herzen, und wenn sie ihre heimatlichen und häuslichen Verhältnisse, von Vater und Mutter, von Weib und Kind erzählten, flossen oft die Thränen über die gebräunten

und bärtigen Gesichter; hatte aber der liebenswürdige Helfer, der wie keiner es verstand, in ihren Seelen zu lesen und dann ihren Gefühlen Ausdruck zu geben, ihnen den fertigen Brief vorgelesen, so erheiterten sich die ernsten Mienen und fröhlich und heißen Dankes voll entfernten sich die Glücklichen.

Nachdem das sächsische Fußvolk den Ort geräumt, erscholl eines Tages der Ruf: „Die Kosaken kommen!“ Auf kleinen Pferden trabten bärtige Gesellen am Schulhause vorbei, teils nach Schöneck sich wendend, teils, und zwar zweihundert Mann stark, im Dorfe verbleibend. So wild auch die neuen Ankömmlinge aussahen, so harmlos und kinderfreundlich waren sie. Die klugen Knaben machten sich sogleich mit dem bei der Kosakenabteilung befindlichen russisch-deutschen Dolmetscher bekannt und erhielten von ihm ein ungefähr vier Blätter starkes Verzeichnis der gewöhnlichsten und gangbarsten russischen Wörter mit deutscher Übersetzung. So gelang es denn Julius in kurzer Zeit, sich mit den fremden Kriegern notdürftig zu verständigen, zuweilen sogar bei dem mündlichen Verkehr zwischen den Bauern und Soldaten helfend einzugreifen und so der Liebling der bärtigen Reiter zu werden, die sich überall, wohin sie kamen, als ganz besondere Kinderfreunde erwiesen. Bei ihrem Abzug erhielt Julius die Erlaubnis, sie bis Ölsnitz begleiten zu dürfen. Hier erwartete ihn eine neue Überraschung, denn in dieser Stadt lag ein Trupp Baschkiren. Der Knabe stand vor der Hausthüre seiner Großeltern und beobachtete einen dieser aus dem fernen Osten stammenden Krieger, der eben auf der Straße sein Frühstück verzehrte. Gerade als der Fremdling wieder seine Semmel mit Wurst zum Munde führte, kam ein Pfeil geflogen, der das Frühstück wegriß; ebenso schnell bemächtigte sich der kühne Schütze der erbeuteten Eßwaren. Der Beraubte war durchaus nicht böse, er scherzte mit seinem Landsmann über den glücklichen Schuß.

Julius hatte staunend zugesehen; sehnsüchtigen Auges bewunderte er den Bogen nebst spitzem Pfeil; in dem kindlichen Gemüt erwachte mächtig der Wunsch nach dem Besitze eines solchen Kleinods. Welche Wonne, wenn er mit ihm die heimatlichen Wälder und Wiesen durchschweifen könnte! Der gut-

mütige Baschkire erriet die Sehnsucht, die aus des hübschen Knaben Antlitz sprach; er machte ihm wenigstens begreiflich, daß Bogen und Pfeil für Geld zu erhalten seien, und so wurde denn auch für ein paar Groschen das Schießzeug erstanden, und glücklich und stolz zugleich trug es Julius nach Hause.

In Marieney begann nun ein gefährliches Schießen. Die leichten Pfeile, welche sich die Knaben nach dem ursprünglichen schnitzten, mußte der Nachbar, der Schmied Hinkelbei, mit eisernen Spitzen versehen, und über Bäume und Häuser, ja über den Kirchturm hinweg schwirrten die Geschosse. Dächer, Fenster, Thüren und Balken zeigten bald deutliche Spuren des neuen Zeitvertreibs, so daß der Vater dazwischen trat und den Bogen zum großen Kummer seiner Söhne wegnahm. Nach einem Jahre entdeckte Julius ihn in einem Winkel des Kirchbodens versteckt; hocherfreut über den Fund zog er die schlaff gewordene Sehne kräftig an — ein Krach, der dürr und morsch gewordene Bogen brach entzwei.

Nach dem Abzuge der Kosaken rückte eines Tages reguläre russische Reiterei in Marieney ein, um ebenfalls daselbst längere Zeit im Quartiere zu bleiben. In die schon erwähnte Oberstube des Schulhauses zog der russische Oberst ein, ein schöner und liebenswürdiger Mann. Dem Gaste zu Ehren hatte Julius' Vater das Bild des allgemein geliebten Kaisers Alexander aufgehängt. Der Oberst befand sich, wie sein Vorgänger, der sächsische Hauptmann, sehr wohl im Schulhause; seinen staunenden Wirtsleuten zeigte er die mannigfachen und kostbaren von ihm erbeuteten und mitgeführten Sachen.

Diesmal sollte man in Marieney auch die Unliebenswürdigkeit fremder Kriegerscharen kennen lernen. Ein russischer Wachtmeister hatte bei dem schon erwähnten Nachbar Hinkelbei öfters die Pferde beschlagen lassen, so daß daselbst eine Schuld von einigen dreißig Thalern aufgelaufen war. Trotz vielfachen Bittens und Mahnens konnte der Schmied sein Geld nicht erhalten. Der Tag des Abmarsches rückte heran, die russischen Reiter sammelten sich im Schloßhofe; voll Angst über seinen in jenen Zeiten doppelt schweren Verlust eilte Hinkelbei zu dem Herrn Kantor, von ihm Hilfe in seiner Not heischend.

Dieſer begab ſich ſofort in den Schloßhof, ſtellte den Wachtmeiſter zur Rede und verlangte die Berichtigung der Schuld. Der Ruſſe verweigerte nicht nur die Zahlung, ſondern wurde auch noch frech und gemein, ſo daß der ob ſolcher Geſinnung leicht erregbare Schulmann ſich vergaß und von ſeinem ſpaniſchen Rohrſtocke Gebrauch zu machen begann. Da öffnete ſich plötzlich ein Fenſter im Schloſſe, und laut donnerte die Stimme des ruſſiſchen Oberſten in den Hof hinab: „Herr Kantor, gleich herauf zu mir, was iſt das? Sie haben ſich an einem ruſſiſchen Soldaten vergriffen; wiſſen Sie, daß Sie dadurch Ihr Haupt verwirkt haben?“ Unerſchrocken antwortete der tapfere Schulmeiſter: „Das iſt kein Soldat Ihres herrlichen Kaiſers, das iſt ein Spitzbube!“

Der Oberſt unterſuchte ſofort den Fall, der ſchuldige Wachtmeiſter geſtand zitternd ſein Vergehen und wurde, nachdem er den Schmied bezahlt, noch empfindlich geſtraft. Dem Herrn Kantor aber hat die Sache dank der Freundlichkeit ſeines von ihm ſo gut verpflegten Oberſten glücklicherweiſe nichts geſchadet.

Noch gegen Ende dieſer langen, beſchwerlichen Kriegszeit ſollte der wackere Mann abermals Gelegenheit haben, ſeine Unerſchrockenheit zu beweiſen. Es war im Jahre 1814. Der würdige Pfarrherr von Marieney, Mag. Steinmüller, war am 21. November 1813 geſtorben, das Amt noch unbeſetzt. Der Kirchſchullehrer mußte, ſoweit nicht Prediger von auswärts aushalfen, den Gottesdienſt und die ſonſtigen pfarramtlichen Handlungen verſorgen. Eines Sonntags früh erfolgte der Einmarſch einer ſtattlichen Zahl von Öſterreichern unter der Führung eines Oberſtleutnants. Sie verlangten ohne weiteres von der durch die mannigfachen Trübſale des Krieges erſchöpften Gemeinde mehrere Hundert Scheffel Korn, einige Wagen Heu und eine anſehnliche Summe bares Geld, und als der Richter des unteren Dorfes Haueis ihnen die Unmöglichkeit ihrer Forderung erklärte, drangen die Fremdlinge auf ihn ein und ſchoſſen auf den Entfliehenden, glücklicherweiſe ohne ihn zu treffen, ihre Gewehre ab. In ſeines Herzens Angſt lief der Ärmſte zum Kantor. Dieſer ſammelte ſofort die wenigen

Leute, deren er habhaft werden konnte, eilte mit ihnen auf den Turm und begann ein Sturmläuten, das am frühen Sonntagsmorgen gar ängstlich über das Dorf und die Umgegend hallte. Der österreichische Oberstleutnant war betroffen über das Heulen der Glocken, er sah die finsteren Gesichter der Einwohner, vielleicht drängte ihn auch der Weitermarsch, kurz, er ließ den Veranstalter des unheimlichen Sturmgeläutes kommen und fragte, was dasselbe zu bedeuten habe. „Es ist Sonntag", erwiderte der Kantor, „und die Gemeinde soll sich versammeln, um das Wort Gottes zu hören." „Aber warum klingt denn das so schaurig?" fragte der Österreicher weiter. „Weil alle Einwohner des Ortes in Angst und Verzweiflung sind", lautete die Antwort. „Nun, wir lassen ja mit uns handeln", meinte hierauf der Oberstleutnant. Man begab sich in das nahe Schloß, der wackere Schulmann legte die Bedingungen der Gemeinde vor, und schließlich einigte man sich. Die Soldaten empfingen von den Einwohnern reichlich Speise und Trank, außerdem aber lieferten die letzteren noch einen Wagen Heu und zehn Scheffel Hafer.

Der Herr Oberstleutnant erhielt sein treffliches Mittagsbrot im Schulhause. Bevor dasselbe aufgetragen wurde, durchblätterte er die auf dem Klavier liegenden Schreibhefte der Marieneyer Schuljugend. Als er in einem derselben den von seinem Quartiergeber dem Schüler vorgeschriebenen Spruch fand: Der Krieg macht Diebe, aber der Friede hängt sie wieder auf, meinte er lächelnd: „Ei, ei, Herr Kantor, Sie prophezeien schlecht." „Das ist nur die bewährte Erfahrung der Geschichte", antwortete kurz der andere.

In diese Zeit der schweren Kriegesnot fällt auch der Aufenthalt des Königs Friedrich August von Sachsen in Plauen. Er wohnte daselbst vom 26. Februar bis 28. März 1813 im Senator Schmidtschen, jetzt Gösmannschen Hause in der Judengasse, weil der Vortrab der Verbündeten in die Lausitz eingerückt war und das Hoflager in der Hauptstadt gefährdet schien; die genannte Gasse erhielt laut stadträtlicher Bekanntmachung vom 12. März 1813 den Namen Königstraße. Alle Bürger beeilten sich, durch verdoppelte Aufmerksamkeit die

Majestät die Schwere ihrer Lage vergessen zu lassen. Auch der treugesinnte Kantor von Marieney entschloß sich, den König in seiner Weise zu ehren. Er ließ seinen Forellenteich am „grünen Holze" ziehen, entnahm ihm die schönsten wohl ein Pfund wiegenden Fische und machte sich mit ihnen auf den Weg nach Plauen. Ein Tagelöhner fuhr auf dem Schubkarren das Fischfaß. Julius und sein Vater achteten des köstlichen Inhalts. Von Zeit zu Zeit sah man nach, und sobald eine Forelle matt geworden zu sein schien, mußte Julius frisches Wasser herbeitragen, in welchem sich der Fisch erholte. Glücklich erreichte man nach mehrstündigem Marsche die Stadt Plauen und das königliche Quartier, in dem soeben die Vorbereitungen für die Tafel getroffen wurden. Es gelang den patriotischen Vogtländern, ihre Gabe abliefern zu können zum großen Erstaunen des Küchenvorstandes, der behauptete, noch nie solche Prachtstücke von Forellen gesehen zu haben. Er wollte dieselben erst gar nicht als Geschenk annehmen, sondern fragte zur großen Entrüstung des Gebers nach dem Preise der edlen Tiere: „Ich werde mich schämen, auch nur einen Pfennig anzunehmen", lautete die Antwort des königstreuen Vogtländers, der noch denselben Tag zu Fuß den Heimweg antrat, um den in der Schankwirtschaft von Schetelich in Marieney seiner wartenden Bauern seine Reiseerlebnisse zu erzählen.

Schweren Herzens und bitteren Schmerzes voll erfuhr und ertrug er einige Zeit darauf die Teilung des Vaterlandes und die in Namur erfolgte Erschießung sächsischer Soldaten, unter denen unglücklicher Weise auch ein Vogtländer aus Chrieschwitz bei Plauen war. —

Nach den aufregenden Zeiten des Krieges, die wohl öfters die Regelmäßigkeit des Unterrichts beeinträchtigt haben mögen, konnte der Vater an die weitere Ausbildung der Knaben denken. Der sprachkundige Dorfschulmeister nahm, wie wir schon gesehen, den lateinischen Unterricht selbst in die Hand, da es ja nun als ausgemacht galt, daß Julius studieren sollte. Es machte sich aber auch die Einführung des künftigen Gymnasiasten ins Griechische nötig. Eine günstige Gelegenheit hierzu bot sich in Adorf, wo der Rektor Wieprecht Knaben auf die höhere

Schule vorbereitete. Da sich daselbst in der Person des Organisten Horlbeck auch ein sehr guter Klavierlehrer fand, der Vater aber selbst, seiner lebhaften Gemütsart wegen, den Söhnen nicht gern Musikunterricht erteilen wollte, so wanderten Julius und Eduard, ersterer zwölf und einhalb, letzterer zehn Jahre alt, mit dem Ränzel auf dem Rücken zweimal die Woche in die Privatstunde dem anderthalb Stunde entfernten Adorf zu. Auf dem Hinwege wurden fleißig Regeln und Wörter wiederholt und gegenseitig abgefragt, heimwärts aber erzählten sich die Knaben Geschichten. Die Jugendlust hatte auf diesem Wege übergenug Gelegenheit sich auszutoben. Da gab es noch Zeit genug, Sperlinge zu jagen und besonders die in jener Gegend noch heute so häufigen Kreuzottern zu töten.

Einmal ereignete sich eine heitere Geschichte. Die Knaben hatten unterwegs mit Steinen nach den Sperlingen geworfen und einen davon scheinbar zu Tode getroffen. Eduard steckte ihn als willkommene Jagdbeute in die Hosentasche. Während der Klavierstunde fühlte er plötzlich ein wütendes Scharren und Krabbeln; in Todesängsten spielte er weiter; die Tasche wurde immer lebendiger, und mit einem Male flog der totgeglaubte Sperling, nachdem er glücklich den Ausgang gefunden, im Zimmer umher. Der erzürnte Organist fragte, wer denn diesen „Spitzbuben" hereingelassen hätte und jagte ihn zum Fenster hinaus.

Julius machte sehr gute Fortschritte im Griechischen, während in der Musik das Zensurbuch des Bruders Eduard immer bessere Zeugnisse aufwies. Julius war zum Klavierspiel zu lebendig; das regelrechte Fingersetzen machte ihm große Schwierigkeiten, doch wurde der Sinn für die Welt der Töne auch in ihm geweckt und eine solche Fertigkeit erzielt, daß er später als mittelloser Gymnasiast in Plauen mit Musikstunden sich einige Einnahmen verschaffte.

Zuweilen war es schon spät geworden, wenn die Knaben sich auf den Heimweg machten. Durch dunklen Wald führte der Weg, leise flüsterten dann die hohen Tannen, es rauschten die Fichten und die schweren Äste ächzten im Winde. Silberner Mondenschein übergoß die heimatlichen Fluren mit weißem

Lichte, die ganze Landschaft schien verzaubert, und leise erzählten die beiden kleinen fahrenden Scholaren sich ihre Märchen und Geschichten. Schon erfüllten große Pläne den Kopf des älteren; in den weißen Nebelschleiern, die im glänzenden Mondenlichte aus den feuchten Thälern stiegen, im dunkeln Schatten der Bäume erblickte er die Gestalten, die sein kleines Hirn beschäftigten; er wollte, wie er an einem dieser zauberhaften Abende seinem jüngeren Bruder gestand, ein Trauerspiel „die Pfarrerstochter von Taubenhain" schreiben.

Ostern 1817 sollte Julius die Heimat verlassen, um das Gymnasium zu Plauen, wo Vater und Großvater ihre Studien gemacht, zu besuchen. Wie wir aus den „Erinnerungen" erfahren, war der dortige Rektor Mag. Adolph Friedrich Wimmer sein Pate. Derselbe war geboren am 19. Juli 1770 in Knobelsdorf bei Waldheim, wurde 1799 Konrektor, 1800 Rektor des Lyceums zu Plauen und starb als solcher am 4. Mai 1829. Das Lyceum oder die lateinische Stadtschule zu Plauen war zugleich Lehrerseminar und verbunden mit der allgemeinen Stadtschule. Nach einem bei den Gymnasialurkunden liegenden „Bericht über den gegenwärtigen Zustand der lateinischen Stadtschule zu Plauen nebst Ideen zur äußern Verbesserung dieser Anstalt aufgesetzt und Sr. Hochwohlgeboren dem gnädigen Herrn Geh. Finanzrath und Kreishauptmann Edler v. d. Planitz vor Eröffnung des Königl. Sächs. Landtages 1817 unterthänigst überreicht den 19. Nov. 1817 von Mag. Adolph Friedrich Wimmer, der Schule zu Plauen Rektor," hatte die Schule im ganzen sechs Klassen, in welchen Kinder und Jünglinge vom Abc an bis zu ihrem Übergang ins bürgerliche Leben, oder bis zu ihrer Anstellung als Schullehrer oder bis zu ihrem Abgang auf die Universität unterrichtet wurden. Für jede der sechs Klassen gab es nur einen ständigen Lehrer, außerdem für die obersten Klassen einen französischen Sprachmeister, einen 1795 von Direktor Rost dem Jüngeren mit einem Gehalte von fünfzig Thalern angestellten elsässischen Emigranten Namens Mylet. Derselbe war von 1795 bis 1832 Lehrer der französischen Sprache am Lyceum zu Plauen. Die unteren Klassen waren nach Wimmers Bericht von der zahlreichen Stadtjugend, da es ja

in Plauen keine öffentliche Schule weiter gab, wie vollgepfropft. Die dritte Klasse erst war die Vorbereitungsklasse auf das Gymnasium und enthielt noch viele Kinder, die aus ihr, wenn sie zu dem heiligen Abendmahl gegangen, in das bürgerliche Leben übertraten. Nur die zwei obersten Klassen, von denen die zweite in Ober- und Untersecunda, die erste in Ober-, Mittel- und Unterprima zerfiel, machten mit ihren zwei Lehrern und dem französischen Sprachmeister die eigentliche Gelehrtenschule aus. Die Schüler der dritten und vierten Klasse waren in einigen wöchentlichen Stunden, die der ersten und zweiten aber an vier Tagen der Woche in den zwei ersten Früh- und in den zwei ersten Nachmittagsstunden vereinigt, wobei die zwei ersten Lehrer wechselten. Kinder also von dreizehn, vierzehn Jahren, die vielleicht vor kurzem auf die Schule gekommen waren, und Jünglinge von neunzehn, zwanzig, ein und zwanzig Jahren, die auf die Universität abgehen wollten, und andere Schüler von zwanzig bis dreißig Jahren, die als Schullehrer angestellt zu werden wünschten, wurden in sechszehn wöchentlichen Lehrstunden gemeinschaftlich unterrichtet. War eine von den beiden Stellen, das Rektorat oder das Konrektorat, erledigt, oder einer von den beiden Lehrern, der Rektor oder der Konrektor, krank, so sah es mit der Vertretung gar schlimm aus, denn für das ganze Gymnasium war nur ein Lehrer und der Sprachmeister vorhanden. So ist es denn auch, wie uns Rektor Wimmer in bescheidener Weise berichtet, allein während seiner Amtsführung bis 1817 dreimal der Fall gewesen, daß er mehrere Wochen alle Gymnasiasten zu beschäftigen hatte, eine Aufgabe, deren Schwere wir ermessen können, wenn wir erfahren, daß nach den Nachrichten aus dem Schuljahr 1815/16 trotz der vorhergegangenen andauernden Kriegsbeschwernisse das eigentliche Lyceum hundert vier und siebzig Zöglinge, darunter acht und sechzig auswärtige, zählte. Die Besoldungen der wenigen Lehrer waren außerordentlich gering, und mußte z. B. der Rektor den größten Teil seines Gehaltes am Gregoriusfeste in den Häusern der Stadt zusammentragen lassen.

Eine außerordentliche Hilfe fand die Schule in jener Zeit dadurch, daß der Superintendent von Plauen, Dr. Tischer, seit

vielen Jahren vier Stunden wöchentlichen Unterricht erteilte, und daß der Diakonus Mag. Steinhäuser, der früher Konrektor am Gymnasium gewesen war, in Prima und Sekunda den ganzen mathematischen Unterricht aus alter Liebe zur Schule übernommen hatte. Später waren wegen der mit dem Lyceum verbundenen Lehrerbildungsanstalt die sämtlichen fünf Geistlichen von Plauen an der Schule thätig, von denen Diakonus Engel als Lehrer des Deutschen, wie wir noch sehen werden, besondere Erwähnung verdient. Über das Leben der genannten Männer ist folgendes zu berichten: Mag. Dr. theol. Johann Friedrich Wilhelm Tischer war geboren am 5. August 1767 zu Dautzschen bei Torgau, besuchte die Fürstenschule zu Meißen, wurde 1788 Wittenberger Magister, 1792 Pfarrer in Dautzschen, 1797 Superintendent zu Jüterbogk, war am 2. Dezember 1798 bis zum 28. Oktober 1823 Superintendent in Plauen, wurde 1802 Wittenberger Dr. theol. und im November 1823 Superintendent zu Pirna, wo er am 28. April 1842 starb. Mag. Johann August Wilhelm Steinhäuser war geboren am 17. Januar 1780 in Geilsdorf bei Plauen, 1803—1810 Konrektor am Lyceum, 1811 zweiter Landdiakonus zu Plauen und Pfarrer zu Straßberg, wurde 1858 emeritiert und starb am 29. Januar 1859 zu Plauen. Mag. Moritz Erdmann Engel war geboren den 29. Juli 1767 in Plauen, 1792—1800 Bakkalaureus und Quintus am Lyceum, 1800 erster Landdiakonus und Pfarrer zu Jößnitz, seit 1801 Stadtdiakonus zu Plauen und seit 1799 auch Redakteur des Intelligenzblattes, bez. Vogtl. Anzeigers ebenda und starb am 10. Februar 1836 in Plauen.

Bei diesen nach unseren heutigen Begriffen unsäglich schwierigen Verhältnissen werden wir es durchaus glaubhaft finden, daß Rektor Wimmer, ohne lange zu fragen, was ihm dafür werde, oft des Tages acht bis zehn Stunden Unterricht erteilte, ohne dabei seine schwierige Stellung als Stadtschuldirektor zu vernachlässigen; daß er im Winterhalbjahr, wo er von Michaelis bis Ostern die Konfirmanden anfangs in zwei, von Fastnacht an in sechs, auch acht wöchentlichen Stunden zum heiligen Abendmahl vorbereitete, immer die Woche gegen fünfzig Stunden Unterricht erteilt hat.

In dieſe eben geſchilderte Anſtalt trat Julius Moſen im Jahre 1817 ein. Der Abſchied von der Heimat fiel nicht leicht, wie ein jeder, der ihn ſelbſt als Knabe hat durchmachen müſſen, ſich denken kann, wiewohl der Reiz der Neuheit den Schmerz der Trennung verminderte.

Ein Sonnabend Nachmittag im Monat Februar war vom Rektor Wimmer zu der von ihm abzuhaltenden Aufnahmeprüfung beſtimmt worden. Da der Vater nicht längere Zeit von zu Hauſe wegbleiben konnte, auch den Gottesdienſt zu verſorgen hatte, ſo wurde beſchloſſen, früh fünf Uhr aufzubrechen; denn nur ſo war dem Vater die Heimkehr an demſelben Tage möglich. Freitag vorher beſuchte Julius noch einmal den Unterricht der heimatlichen Dorfſchule. Vor dem Schluſſe derſelben ſagte der Vater zu ihm: „Willſt du nicht um elf Uhr Abſchied nehmen von deinen Kameraden? Geh in die kleine Stube und ſchreibe dir etwas auf.“ Julius that wie ihm befohlen und ſprach, als der Vers am Schluſſe des Unterrichts geſungen war, ein von ihm in der Zwiſchenzeit gedichtetes Abſchiedslied an die ihn umringenden Kinder. Flammenden Blicks, mit wallendem Haar und nackter Bruſt ſtand er da; laut weinend kamen die Jugendgeſpielen, um von ihm Abſchied zu nehmen: „Leb wohl, Juli.“ Noch lange Jahrzehnte ſpäter, als einſt Eduard Moſen das Heimatsdorf wieder einmal aufſuchte, wußte ſich ein alter ſechs und ſiebzigjähriger Bauer lebhaft dieſes Abſchieds, dem er mit beigewohnt, zu erinnern; ja, er ſagte einige Strophen aus dem Abſchiedsgedichte des ſcheidenden Julius her. Auf einem Blatt Papier, das Dr. Reinhard Moſen in dem Nachlaſſe ſeines Vaters fand, beſchreibt dieſer ſeinen Abſchied von dem Elternhauſe folgendermaßen: „Es war im Monat Februar 1817, wo ich das Vaterhaus verlaſſen und von meinem Vater nach Plauen auf das Gymnaſium gebracht werden ſollte. Am Sonnabend Nachmittag ſollte ich mich zur Prüfung bei dem Rector der Schule dort einſtellen. Mein Vater, deſſen Amt keine längere Abweſenheit geſtattete, hatte daher beſchloſſen, an dieſem Tage früh ſechs Uhr mit mir aufzubrechen. In dieſer Abſicht ließ er mich den Abend zuvor, nachdem ich mein Abendgebet verrichtet hatte, zeitig zu Bett gehen; vorher hatte er mir noch erlaubt, früh

die Morgenglocke läuten zu dürfen, als letzten Abschiedsgruß an einen Schulkameraden, welchem ich es versprochen hatte. Obschon der Nachtwächter bestellt war, uns früh fünf Uhr zu wecken, so konnte ich doch, teils aus Aufregung, teils aus Sorge mich zu verschlafen, nicht zur Ruhe kommen. Halbwachend, halbträumend lag ich da und lebte noch einmal in der Erinnerung die Begebenheiten meiner Kindheit durch, bis sie zu Träumen wurden. Bald lief ich mit meinen Kameraden um die Wette auf der Schafwiese, welche mitten im Dorfe lag und sich weit und breit sanft vom Bergabhang zum Fahrweg, der mitten durch das Dorf führte, herunterstreckte, bald kletterte ich auf himmelhohe Bäume nach Vogelnestern, dann aber fischte ich Forellen im Bache, der so krystallklar dahin rann. Da pochte der Nachtwächter an die Hausthür. Sogleich stand ich auf und ging hinunter in die Wohnstube, um die neuen Kleider für die Reise anzuziehen; denn als angehender Gymnasiast hatte ich für die ländliche Jacke den ersten Rock erhalten. Mitten in der Stube stand der Koffer, welcher meine Ausstattung enthielt. Darauf lag eine prächtige, grüne Tuchmütze und ein Reisestock, welchen mein Großvater aus einer jungen Eiche geschnitzt hatte. Dieser Stock begleitete mich auch in späteren Jahren auf die Universität und von da nach Italien, wo er mir in Bologna entwendet wurde."

Die Aufnahmeprüfung fand mit gutem Erfolg statt; der neue Schüler kam in die Tertia des Gymnasiums. Diese Anstalt hatte damals endlich ihren Umzug aus den für Schulzwecke ganz unzureichenden, klösterlichen Mauern des Diakonats, in denen einst Mosens Vater und Großvater ihre Bildung erhalten, in das durch den Superintendenten Dr. Tischer angekaufte Gebäude bewerkstelligt, welches jetzt der Königl. Baugewerkenschule dient. Dieses 1797 mit einem Aufwand von 34 000 Thalern gebaute Haus am Schulberge wurde 1815 für die nur durch den vorhergegangenen Krieg erklärliche geringe Summe von 7575 Thalern zu Schulzwecken erworben, eine Summe, zu der u. a. der Accisinspektor Leißner 2000 Thlr., der Stadtrat 1500 Thlr., Kaufmann Göffel 1000 Thlr., Dr. Tischer 500 Thlr., Leutnant von Trützschler auf Falkenstein 110 Thlr. gegeben hatten. Die Einweihung

hatte am 17. April 1815 stattgefunden. — Die Wohnung des neu aufgenommenen Gymnasiasten befand sich vor dem Syrauerthor, wahrscheinlich in dem früheren Carléschen Hause, bei einem Schneider, und die Räume waren so beschränkt, daß der Schüler in der Werkstatt arbeiten und sich aufhalten mußte. Diese Angabe ist dem Verfasser von mehrfacher, glaubwürdiger Seite gemacht worden, obgleich sie scheinbar im Widerspruch steht mit dem Gymnasialprogramm von 1868, wo es heißt: „Julius Mosen wohnte in Plauen zuletzt auf der Königsgasse bei Drechsler Hensel." Wahrscheinlich hat Mosen während seines fünfjährigen Aufenthaltes in Plauen mehrere Wohnungen gehabt.

Die Verhältnisse des Vaterhauses gestatteten, wie schon angedeutet worden ist, und wie wir später aus den angeführten Briefen ersehen werden, nicht nur keinen Aufwand, sondern forderten auf der Seite der Eltern wie des Sohnes die größte Einschränkung. So können wir wohl der Äußerung eines Jugendbekannten von Mosen, des seligen Drechslermeisters Zapff in Plauen, der erst vor kurzer Zeit das Zeitliche gesegnet, Glauben schenken, wenn er sagt, „Mosen sei damals durchaus nicht nach dem Modejournal gekleidet gewesen." Ein anderer hochbetagter Herr, der zu jener Zeit auch das Lyceum besucht hat, der jetzt in Leipzig als Emeritus wohnende Herr Dr. Schubert, früher Pfarrer in Treuen, schrieb dem Verfasser dieser Zeilen, „daß Mosen oft von seinen Mitschülern, die er durch sein aufrichtiges und gemütreiches Wesen zu gewinnen und zu fesseln wußte, bedauert worden ist, wenn sie sahen oder erfuhren, mit wie kärglichen Mitteln er seine Ernährung und Bekleidung ermöglichen mußte; hatte er ja an Fest- und Werkeltagen, im Sommer und Winter, nur einen Rock zu tragen."

Doch erfreute er sich auch verschiedener Hilfe. War es auch mit den Wohlthaten, welche die Schule gewähren konnte, ziemlich schlecht bestellt, so gab es doch in der Stadt Familien, die gern mit Rat und That begabte und ihnen empfohlene Jünglinge unterstützten. Vor allem gilt es hier des Fabrikanten Göffel Erwähnung zu thun, durch dessen werkthätige Hilfe, wie [illegible] lesen haben, es erst mit ermöglicht worden war, [illegible] Schule das neue Heim beziehen konnte. Außer diesem

Manne sind noch die Familien Keller, Hartenstein und Facilides als die zu nennen, in deren Mitte der junge Gymnasiast Aufnahme und Unterstützung fand. Besonders wohl befand er sich im Hause des zuletzt genannten Stadtsyndikus Facilides, denn hier fesselte ihn nicht nur die Gediegenheit, edle Sitte und Güte einer hochangesehenen Familie, sondern er sah auch mit wachsender Neigung auf die aufblühende Tochter Louise. Sie entflammte sein junges Herz, und ihr widmete er seine ersten dichterischen Versuche. Ihr Bild begleitete ihn später auf die Universität Jena, und groß war sein Schmerz, als er ihren bald darauf erfolgten Tod erfuhr, der sie als junges Mädchen und in der Blüte ihrer Schönheit dahinraffte.

Die liebliche Umgebung der Stadt Plauen, welche sie Einheimischen und Fremden gleich teuer macht, übte ihren Einfluß nicht minder auf das für Natur und Naturschönheiten so empfängliche Gemüt Julius Mosens aus. Dazu kam, daß die alte vogtländische Kreisstadt, der ehemalige Sitz der kaiserlichen Vögte, vieles bot, was an die Vergangenheit erinnerte. Des Gymnasiasten außergewöhnliche Phantasie verriet schon damals der träumerische Hang, vergangenen Dingen nachzugehen, sie mit dem Zauber seiner Einbildungskraft neu zu beleben und sich so eine Umgebung zu schaffen, die nur für ihn bestand. Sinnend weilte er oft auf dem Hradschin, dem alten Schlosse der Vögte, in dem einst Kaiser Karl IV. sich aufgehalten, und erinnerte sich des Blutbades, das die Hussiten bei der Erstürmung dieses Bollwerkes von Plauen am 25. Januar 1430, am Tage Pauli Bekehrung, unter der dahin geflüchteten Bürgerschaft anrichteten. „Sieh, Eduard", sagte er zu seinem Bruder, der ihn zuweilen in Plauen aufsuchte, und mit dem er die geschichtlichen Stätten der Stadt sowie ihre Umgebung durchwanderte, „dahinunter ist das Blut der treuen Männer geflossen wie ein dahin rinnender roter Bach."

Besonders interessant war für Julius Mosen auch die in nächster Nähe der Stadt liegende Ruine Dobenau, eine Burg, die in vergangenen Zeiten dem ganzen Gau den Namen gegeben, und um deren verfallenes Gemäuer heute noch gewisse Sagen spielen.

Während der fünf Jahre seines Aufenthalts am Lyceum zu Plauen genoß Julius Mosen den Unterricht der schon genannten Herren Wimmer, Tischer, Steinhäuser, Mylet und Engel; außer diesen sind noch als seine Lehrer zu nennen Mag. Schlick, Stadelmann, Dölling und Pfretzschner. Über das Leben der letzten vier ist folgendes zu berichten:

Mag. Johann Ernst Schlick war geboren am 14. Februar 1767 zu Plauen, 1798 Tertius am Lyceum und starb als solcher den 25. September 1831 in Plauen.

Johann Christian Friedrich Stadelmann war geboren am 6. Januar 1786 zu Zeitz, Stiftsschüler ebenda, studierte drei und ein halb Jahr Theologie in Leipzig, war 1809 Kandidat des Predigtamts in Zeitz, seit Anfang 1810 Vorstand eines Instituts in Lößnitz bei Schneeberg, vom 25. Januar 1811 bis März 1819 Konrektor zu Plauen, dann Direktor der Gelehrten- und Bürgerschule zu Dessau, wo er am 20. November 1848 starb.

Johann Gottlob Dölling war geboren am 21. März 1796 zu Adorf, 1809—1815 Fürstenschüler zu Pforta, 1815—1818 stud. phil. in Leipzig, dann Hauslehrer in Naumburg, am 7. Oktober 1819 Kollaborator am Lyceum zu Plauen, Anfang 1828 zweiter Professor am Gymnasium zu Altenburg, vom 1. November 1829 Rektor der Stadtschule zu Plauen und starb am 19. Februar 1845 als Rektor des Gymnasiums daselbst.

Christian Gottlieb Pfretzschner war geboren am 8. August 1797 zu Adorf, Schüler des Lyceums zu Plauen, 1816 stud. theol. in Leipzig, 1819 Konrektor am Lyceum, 1835—1854 Prorektor am Gymnasium zu Plauen, 1837 zugleich Direktor der Gewerbe-, Baugewerken- und gewerblichen Sonntagsschule, wurde am 1. April 1854 emeritiert und starb am 6. Februar 1861 in Plauen.

Von Ostern 1817—1818 durchlief Mosen die dritte Klasse. Aus dieser Zeit sind uns keine Schulnachrichten, wohl aber zwei Briefe erhalten, deren erster, von der Mutter geschrieben, uns zeigt, daß wenig Geld und dafür mehr Lust, sein Leben nach dem Vorbild des Großvaters zu gestalten, bei dem lebendigen Tertianer vorhanden war. Der andere Brief, vom Vater ge-

schrieben, beweist uns, wie unablässig dieser brave Mann auf das Wohl seines Sohnes bedacht war.

Die Briefe lauten:

Marieney, den 21n 8br. 1817.

Lieber Sohn,

Deinen ersten Brief habe ich empfangen, aber leider er hat mir nicht gefallen. Hast Du Lust zum soldaten? Man muß nicht gleich verzweifeln. Erinnere Dich nur an Deine Eltern die oft kein Gelt haben.

Deswegen mus man nicht muthlos werden was thun die Eltern um die Kinder wegen. Deine schulten werten noch zu bezahlen sein. — Viele Complimenten an den Herrn Schwager und Frau schwester, sie sollen zur Kürmeß heraufkommen. Deine

Sorgsame Mutter.

Marieney, d. 16. Jan. 1818.

P. M.

Wie befinden sich Herr und Fr. Schädlich? Will denn der alte Herr kein mal heraufkommen? Wann wird er kommen? Ist der Herr Rector wieder gesund? Ist das Klavier gestimmt? Hast Du Dich um Klavierstunden beworben? Was kosten die lateinischen Extra-Stunden? Wann soll Dein Hut fertig werden? Wann werde ich Deinen Stundenplan erhalten?

Bestimmte Antworten, soweit es möglich ist, erwartet

Dein

Vater.

Ostern 1818 wurde Mosen nach dem noch vorhandenen Schülerverzeichnis als sieben und dreißigster von neun und vierzig nach Untersekunda versetzt. Aus dem Jahre 1818/19 sind uns zwei Briefe des Vaters erhalten, welche lauten:

Marieney, den 17n April 1818.

P. P.

Ey, Ey! was werden die Leute gedacht haben, die bey der Klappermühle vorbey gegangen sind, wenn sie das Geschrey gehört haben?! —

Doch ich will mich mit den Lämmer- u. s. w. sprüngen nicht abgeben, ich habe wichtigere Dinge mit Dir zu verhandeln. Vom Richter Haueis habe ich bestimmte Nachricht erhalten, daß, sobald die Tischgänger beym Herrn Grafen Brühl abgegangen seyn werden, Du möglichst einige Tische erhalten sollst. Gehe also künftigen Sonntag erstlich zum Herrn Secretär Klein (denn dieser hat Dich in Antrag gebracht) und sage: Herr Secretär! Sie waren so gütig mich bey Ihrer Hochgräflichen Gnaden zu empfehlen, ich danke Ihnen gehorsamst für Ihre Güte und bin überzeugt, daß Sie auch beim Herrn Kreishauptmann und Finanzrath mir Ihr gütiges Vorwort verleihen werden. Gehe so zwischen ein und zwey Uhr zu ihm. — — — — — —

Wenn Du Deine Stiefel nicht mehr anziehen kannst, so bitte den Herrn Vetter Schädlich, daß er sie vorschuhe und Dir auch die Schuhe zusammenrichte, ich will ihn dankbarlich dafür bezahlen. — Auf die Pfingstfeiertage mache Dich auf ein scharfes Klavier-Examen gefaßt. Hörst Du! — — — Der Ziegenhayner muß noch einige Zeit wachsen, er ist noch nicht stark genug. Hier zu Lande sind die Haselstöcke sehr Mode.

Es soll ja in Secunda das Nasenstüberfieber grassieren, so daß das Blut häufig aus der Nase quillt! Nimm Dich ja in Acht, daß es Dich nicht auch ergreift und gebrauche zu Hause alle dienlichen Präservativa! — Verstanden? —

Bleibe gesund und fleißig, das wünscht

Dein

treuer Vater.

Marieney, den 27. Novbr. 1818.

Lieber Sohn,

Wäre nicht eine alte Frau aus Saalig gestorben, deren Beerdigung mir 1 Thlr. 4 gr. eingetragen hat, so wäre ich nicht im Stande gewesen Dir das Privatstundengeld für den Hrn. Conrector zu schicken. — — — — Schlüßlich bitte ich Dich, Deine Abende nicht mit Leichtfertigkeiten, Tabak-

rauchen und Herumziehen zu vertreiben. Jage unabläſſig nach dem vorgeſteckten Ziel. Darum bittet

Dein

treuer Vater.

Von Oſtern 1819—1820 durchlief Moſen die Oberſekunda; Schulnachrichten aus dieſer Zeit, die ihn betreffen, ſind nicht vorhanden, wohl aber die acht folgenden Briefe, von denen ſieben der Vater, einen der Sohn geſchrieben hat.

Marieney, den 6. May 1819.

Lieber Sohn,

Äußerſt unzufrieden mit Deiner Cenſur — würde ich geweſen ſeyn, wenn das non nicht dabey geweſen wäre. Noch mehr würde ich mich gefreut haben, wenn Du mir geſchrieben hätteſt, der wie vielſte Du jetzt in der Claſſe biſt. Trage alſo dieſes in Deiner heutigen Antwort nach. Daß ich zum Examen nicht kam, war der mächtige Beweggrund ſo vieler menſchlicher Handlungen — das Geld — ſchuld. Und ein Vater ohne Geld, iſt wie ein Leben ohne Freude. Wenn ich kommen werde: das kommt auf Gott, Umſtände und Geld an. Was ich Dir verſprochen habe, wird vielleicht künftige Woche in Erfüllung gehen — wenn ich Geld bekomme! —

Frage nur Deinen Herrn Wirth, dem ich mich höflichſt empfehlen laſſe — wie viel Du Manchester zu ein Paar Hoſen brauchſt und ſchreibe es mir ſogleich. Ich für meine Perſon werde mir meine Tuchhoſen wenden laſſen und: nolens volens auf die mancheſternen verzichten.

Wie ſoll ich Deine Grillen entfernen, wenn ich nicht weiß, was Dir Unruhe macht? Sind es körperliche Umſtände, ſo frage Herrn Dr. Böhme um Rath. Sind es Leidenſchaften, die in Dir aufwachen, ſo **folge dieſen gaukelnden Irrlichtern nicht**; ſie führen Dich weit vom Pfade des Jünglings in pontiniſche Sümpfe, wo Dich giftige Dünſte verpeſten. Willſt Du ein geſunder, glücklicher und alter Mann werden: ſo bleibe auf dem Pfade der Tugend und ſollte es ſtockfinſter um Dich werden — und denke, bald werde ich die ſchöne Sonne

sehen, diese wird mich erleuchten, wärmen und beglücken! —

Sollten Dir diese wahrhaft väterlichen Ermahnungen nicht genügen, so entdecke Dich näher. — Mit Rath und Trost wird Dich stets erfreuen

Dein

treuer Vater.

Marieney, den 26. 9br. 1819.

Lieber Sohn,

— — — Wie steht es denn mit dem Tabakrauchen; ist Deine Brust noch nicht trocken und Dein Gesicht nicht bleich genug? — Nun, so rauche nur derb fort, es wird schon noch werden! — Sey fleißig, fromm und fröhlich, so erfüllst Du die Wünsche Deines

treuen Vaters.

Marieney, den 17. Dezbr. 1819.

Lieber Sohn,

— — Deine alte Wäsche und Strümpfe suche nach der bekannten Schülerordnung aus allen Winkeln hervor und schicke sie sogleich mit herauf. **Wie ist denn das Setzen abgelaufen?** An welchem Tage kommst Du auf die Feiertage? — — —

Marieney, den 28. 1. 1820.

Lieber Julius,

Hiermit überschicke ich Dir die verlangten Handschuhe, sie sind aber nicht nach Wunsch ausgefallen: denn das Leder war zu schwach und wollte nicht einmal das Nähen aushalten. Inzwischen ist es doch besser ein Paar als gar kein Paar. Die genossenen Pfannkuchen nebst Bischoff gönnen wir Dir herzlich! Wir unserer Seits müssen auf dergleichen Herrlichkeiten Verzicht leisten. — — — —

Marieney, d. 31. Jan. 1820.

Lieber Julius,

Hoffentlich wirst Du wieder völlig genesen sein und Dich wohl und heiter befinden. Fühlst Du nun, daß die

Gesundheit eines der ersten Güter des Lebens ist? — So fliehe und meide aber auch alles, was Dir dieses Glück rauben könnte! Meide das schädliche Tabakrauchen!

Bei Herrn Kaufmann Facilides wirst Du Deinen Tisch angetreten haben; warst Du auch bei Herrn Kaufmann Schmidt und Dr. Steinhäuser? — —

M., den 19. 2. 1820.

P. P.

Zuvörderst wünsche ich, daß Kopf und Brust wieder heiter seyn mögen, wenn dieses ist, so ist Dir wohl und wir sind vergnügt; ob wir gleich kein Vergnügen haben. Brod genug, nur wenig — oftmals gar kein Geld, so geht es uns in dieser Welt. — Da heißt es denn: du mußt dich strecken nach deiner Decken! Stroh ins Bette haben wir bis Oberlosa gesandt. — — — Sey so gut und gehe zum H. Vetter Leipold und frage ihn: an welchem Tage in der Thomasschule die Aufnahme der neuen Schüler vor sich geht, und ob die Schüler noch täglich in Schuh und Strümpfen gehen müssen. — —

Auf diesen Brief, der die beabsichtigte Aufnahme Eduard Mosens, des zweiten Sohnes, in die Thomasschule in Leipzig erwähnt, antwortet Julius in einem längeren Schreiben vom 26. Februar 1820 folgendermaßen:

Theuerster Vater!

Bei Vettern Leipold bin ich gewesen und erhielt folgende Antwort auf Ihre Fragen: Den Tag nach den Feiertagen müssen Sie mit dem Thomaskandidaten in Leipzig seyn; von Ostern an bis Michaelis müssen die Herren Thomaner in schwarzen Strümpfen und Schuhen gehen, wo es, nach der Versicherung des Herrn Vetters, oft erbärmlich aussehen soll, indem die Ferse nicht selten sich etwas bequemer machten, durch die Strümpfe hindurch sich bohrten und auf den niedergetretenen Schuhen traurig, wie Marius auf den Trümmern von Karthago, säßen; doch bei der Galanterie muß etwas schlumpen (wie ich öfters gehört habe). . .

Aber was ich noch vergessen hätte —, wenn etwa die orthodoxen Pfarrer in der Umgegend herum unsre plauischen orthographischen Schnitzer, die manche Schüler machen, bekritteln, und andere hohe Schulen zum Muster aufstellen, so möchte ich ihnen doch einige thomanische Schreibfehler zum Muster aufstellen, oder ist es neue Mode vielleicht, da in Leipzig immer die Musen und ihre großen Priester wohnen? Doch Sie halten die Litteratur-Zeitung, und auf alle Fälle müssen Sie es wissen, daher ich es Ihrem Geschmack und Beurtheilung überlasse, ob es richtiger sey zu schreiben: Bückse als Büchse; schücken als schicken; Klas als Glas??? — —

Vater, daß ich den Bußtag hinaufkomme, daraus wird nichts. Ich muß erstens der . . . französische Grammatik abkaufen, dann aus dem großen Lexicon Adnotation ins Examenbuch machen u. s. w. Uebrigens wünsche ich dem kleinen künftigen Thomaner-Mönch rechten Fleiß und ebenso viel Glück, als nur ein Ceremonien-Meister am Neujahrs-Tage wünschen kann, zur Aufnahme. Leben Sie wohl, und auch Sie, Mutter, und Ihr, Geschwister!

Dieses schrieb

Ihr
Sie liebender Sohn
Julius.

Postscript.

Oben habe ich etwas außengelassen, nämlich, daß die Thomaner von Michaelis bis Ostern in Stiefeln gehen. —

Guter Vater, Sie sind, wie ich eben gehört habe, recht krank; möchten Sie so bald wieder gesund werden, als ich es wünsche. Wollte Gott, ich könnte Ihnen helfen, doch so muß ich es beym Wünschen lassen, doch vielleicht kann ich es doch, auch können oft Ungelehrte, oder wie die Doctores sagen, profani, helfen; ich will Ihnen mein Universalmedizin-Recept schreiben, vielleicht hilft's, nämlich eine recht warme Biersuppe. Vor acht Tagen hatte ich das Schnupfenfieber, da half sie herrlich. Doch, wie sie selbst sehen, ist es nur mein Spaß, ich muß unter mein Recept, wie jener römische Arzt schreiben: „aber nur für einen derben Magen." Aber so vor acht Tagen war ich auch krank an Leib und Seele, an Leib

mit heftigen Husten, Schnupfen und Kopfweh, an der Seele mit einer großen Memoration. Ich konnte es kaum in der Schule aushalten, ich ging zum Herrn Kollaborator und bat ihn, mir das Aufgegebene hersagen zu lassen, mir dann zu erlauben, zu Hause zu bleiben u. s. w. Er sagte, gehen Sie nur hin, ich glaube es schon, daß Sie es können. Ich ging und außen fand ich noch sechs Schüler, welche sich mit Kopfschmerz entschuldigen wollten; ich blieb und nur vier Schüler hatten die schwere Aufgabe gelernt, unter welchen ich war. Ich war froh, daß ich einen Wetterableiter hatte, während über die übrigen ein schreckliches Gewitter aufzog! Mein Postscript ist länger als der ganze Brief geworden. Werden Sie ja bald gesund! — — Hier schicke ich Ihnen Matthisson mit.

M., d. 30. Apr. 1820.

Lieber Julius,

Fahre in Gottes Namen fort, fleißig zu lernen, es gereicht Dir zur Ehre, befördert Dein Glück und verursacht uns viele Freude. Stelle aber auch die griechischen Klagen ab! — Schreibe mir alle in die erste Klasse gekommenen den Namen und Ordnung nach. — — Zu dem Reisegeld nach Leipzig wird zu seiner Zeit Rath werden. Mehr als 12 gr. können wir Dir heute nicht schicken; zum andern muß erst Rath werden. Bleibe gesund, sey fleißig und werde immer geschliffener. Dieses wünscht

Dein

treuer Vater.

Ostern 1820 trat Mosen in die Prima über mit dem Zeugnis: votis magistrorum satisfacere pergit, auf deutsch: er fährt fort, den Wünschen der Lehrer zu genügen.

Das Verhältnis zwischen dem Rektor Wimmer und seinem Paten war nach einem hier in Plauen noch vorhandenen Gedichte, worin der damalige Unterprimaner den von schwerer Krankheit Wiedergenesenen begrüßt, ein sehr herzliches. Das Gedicht lautet:

Das Auge thränet Freudenzähren,
Das Herz schwillt auf voll hohen Dankes!

Es nahet, Edler, Biedermann, dein Zögling
Mit vollem Herzen, das mit Allgewalt sich
Zu dir hinneigt! Es nahet dir voll Staunen
Ob deiner Größe, deiner Güte, deiner Sorgen
Für unser Wohl, für meines auch! Dir,
Der seines ganzen Lebens Wirksamkeit
Der Menschen Bildung frommes Muthes
Gewidmet! Dir, der durch ein Halb-Jahrhundert
Für Menschenwohl gelebet! — — —
Du, der für mich mit Vatersorge sorgte,
Als Hygiea das Antlitz von mir abwandte, du,
Der am Krankenlager, als mir
Minuten Stunden waren, tröstend mir erschienest,
Sei hoch gepriesen! Doch deine Seelengröße
Kann ich nicht nennen; nur ein stummes Herzenklopfen!
Nur dankend, dankend weilt mein Blick auf dir! — —
Verschmähe nicht die Zähre, die dem Auge sanft
Entrollt, verschmäh' sie nicht! Des Dankes Zähren,
Ach! es rollten ja schon viele dir! — —
Und betend danke ich dem Herrn der Welten,
Für meinen Lehrer, meines Geistes Führer. — —
Lebe lange, lange uns zum Segen
In deiner Lieben Kreis, daß du noch Segen
Der Nachwelt wirken kannst! — Du säest
In der Zukunft dunkle Felder, und
Saaten sprossen für die Welt; und einst
Wird dann die Schläfe deines Hauptes
Allvater mit dem Sternenkranze
Belohnend kränzen, und die Jetztwelt
Und die Nachwelt wird zum Himmel dankend blicken!

Später scheint dies Verhältnis sich etwas getrübt zu haben und zwar, weil der jugendliche Geist anfing, in den Wissenschaften seine von der Schulweisheit nicht gebilligten Wege zu gehen. Julius Mosen trieb das Studium der Alten mit großem Eifer, doch Einseitigkeit und Silbenstecherei waren ihm verhaßt. Begeistert las er Homer und Virgil, emsigen Fleißes voll studierte er die klassischen Geschichtsschreiber, doch an den Bemerkungen, die der

Herr Klassenlehrer bei Gelegenheit der Lektüre zu diktieren pflegte, fand er gar wenig Geschmack. So mochte es wohl kommen, daß er zuweilen die Einförmigkeit einer solchen Stunde, wie der bereits genannte Herr Dr. Schubert in Leipzig berichtet, durch das heimliche Lesen eines deutschen Klassikers zu würzen versuchte; ja, daß sein lebendiger Geist sich zu sträuben begann gegen die schulmeisterliche Strenge des Herrn Paten. Aus diesem Grunde erfolgte denn auch eine Vorladung des Vaters aus Marienetz, der eine lange Unterredung mit dem Rektor hatte. Dieser schüttete seinen ganzen Zorn gegen das selbständige Wesen seines Primaners aus. „Herr Gevatter", antwortete der Vater, der seinen Julius am besten kannte und der es tief beklagte, daß derselbe in jener Zeit zuweilen recht unglücklich und mit sich selbst zerfallen schien, „ich kann meine Dorfjungen nicht nach einer Schablone dressieren, sondern muß jeden einzelnen nach seinen Anlagen und nach seiner Gemütsart behandeln; kommen Sie meinem Sohn mit Liebe entgegen und zeigen Sie ihm ein teilnehmendes und vertrauendes Patenherz, Sie werden ihn ganz haben. Ich aber werde meinen Julius zum ehrerbietigen Gehorsam gegen Sie und seine Lehrer verpflichten."

Es war nun scheinbar das beste Verhältnis wieder hergestellt, doch ein Nachklang ließ sich in der Osterzensur hören, die nach den Akten lautet: Hujus de ingenio bene sperandum esset, nisi levitate quadam animi impediretur, quo minus in literis ac moribus rectius procederet, auf deutsch: Man könnte die schönsten Hoffnungen auf die Anlagen dieses Schülers setzen, wenn er nicht durch einen gewissen Leichtsinn gehindert würde, in den Wissenschaften und seinem Betragen bessere Fortschritte zu machen.

Über diese tadelnde Zensur scherzte Julius Mosen noch in späterer Zeit, indem er behauptete, sie sei doch die beste von allen gewesen, da ihm allein ingenium zugesprochen worden sei.

Die Heißblütigkeit des jungen Mannes wird uns auch durch einen Brief bestätigt, in dem der Vater seinem zweiten Sohn Eduard, der mittlerweile Thomasschüler in Leipzig ge-

worden war, mitteilt, daß Julius in Plauen an einem heftigen Nesselfieber erkrankt sei. Darin heißt es u. a.: „In Julius brennen und jucken gar viele Nesseln, hoffentlich hat sich das innere Feuer auf das Äußere geworfen; dies wird ihm heilsam sein."

Aus dieser schwer zu zügelnden Lebendigkeit des Sohnes erklärt sich auch, daß der Vater, der Julius später gar gerne auf der Kanzel gesehen hätte und der ihn deshalb auch veranlaßt hatte, auf dem Gymnasium das Hebräische mit zu treiben, in die Bitte desselben einwilligte, Jurist zu werden und „so für Recht und Gesetz eintreten zu dürfen." Auch hierüber schrieb der Vater an Eduard: „Ich habe diesen Entschluß gebilligt; Julius würde in den stillen, geheiligten Räumen der Kirche großen Rumor anrichten, denn es wird ihm schwer, wenn nicht unmöglich, auf den gebahnten Wegen des Friedens zu gehen. Sein Character bedarf freies Licht und unbeengte Bahn."

Aus Mosens Primanerzeit sind uns fünf Briefe des Vaters erhalten, die außer einem insofern von höchstem Interesse sind, als sie auf die ersten dichterischen Leistungen des Sohnes Bezug haben. Dieselben werden an späterer Stelle angeführt werden.

Marieney, d. 10. Febr. 1821.

~~Lieber Sohn~~,

Gestern Abends um sieben Uhr erlebten wir die frohe und glückl. Stunde den vierten von Gott uns beschiedenen Sohn auf unsere Arme zu nehmen. Vor Donnerstag wird er nicht in dem Schooße der Christenheit aufgenommen. Sei also Montags und Dienstags noch recht fleißig, von Mittwoche bis Sonntag bist Du dann bey uns. Montag will ich an den Herrn Rector schreiben, dann sollst Du das übrige erfahren. Von Plauen ist Niemand Gevatter.

Dein

treuer Vater.

Auf diesen Brief des Vaters antwortet der Primaner Julius sofort in einem noch erhaltenen Schreiben vom 10. Februar 1821:

— — — Was macht denn der kleine Moſen? Nun mag er emporſtreben, wie die Eiche, welche dem Sturme trotzt und welche einſt in ihrem Alter Schatten niederſäuſeln wird. Zwar werden ihn Stürme umbrauſen, mag es ihn zum Guten leiten! Wenn einſt er auch achtzehn Jahre zählt, wo werde ich dann ſeyn? . . . Ich kann meiner Mutter ſorgenlos die Hand nun drücken und ſagen: traute Mutter, der da oben, welcher niederſieht im erſtrahlenden Lichte auf das Thun der Menſchen, und lohnet, der hat mächtig geholfen! Ich kann meinem Vater ſagen: Vater, meine Prophezeiung ward erfüllet! Dank zum Himmel! Dank! Und du Bruder, der du jetzt noch nicht die Sonne ſtrahlen und die Sterne flammen ſiehſt, der du noch nicht die Lerche wirbeln hörſt und noch nicht in den Winter hinausſchauſt. Kalter Nord umlagert deine Wiege; Sonne ſoll dein Leben ſeyn! Ich, geboren in der Gluth eines heißen Julius-Tages; du, am Tage des kalten Februar, wirſt einſt auch dulden und leiden müſſen, doch ein Mann du! ſtrauchle nicht, daß du einſt im Alter fröhlich biſt, wie du als Jüngling warſt. Und dieſe Worte ſpreche ich weihend über dich, bis am Dienſtage mein Bruderkuß dich küßt! Dank, Vater, Dank, Mutter, dem da droben, der hat Alles geleitet mit ſchützender Hand! Dank auch dir, was du, Allmächtiger, gethan haſt ſeither. Er wird uns ferner ſchützen, Vater unſer! Er iſt es, Gott iſt ja unſer Vater, er liebt ſeine Kinder, liebt auch meinen kleinen Bruder, und ſo mag über unſern Familienkreis immer ſchweben des allmächtigen Vaters ewige Huld! Vater, Mutter, lebt wohl. Dies im Vollgefühle des Dankes.

Julius Moſen.

An Eduard ſchrieb der Vater nach Leipzig: „Ein Brüderchen läßt Dich grüßen. Julius hat fröhlich der Taufeier beiwohnen können; Du aber nimm beifolgenden Thaler als bittenden Gruß von dem kleinen Schelm an, habe mich auch lieb.“

Wie ſtand es mit den dichteriſchen Leiſtungen Moſens auf dem Gymnaſium?

Lehrer der deutſchen Sprache und Dichtkunſt am Lyceum

war, wie wir schon gesehen haben, Diakonus Mag. Engel. Unter seiner Leitung fand sich außerhalb der Schulzeit eine Schar junger, strebsamer Männer zusammen, die in der Dichtkunst sich übten und von ihm namentlich die Metrik verstehen lernten. Noch beherrschten die erst kurze Zeit vergangenen, gewaltigen Ereignisse die Gemüter der Deutschen, besonders der Jugend, und so werden es wohl auch patriotische Ergüsse gewesen sein, die der Lehrer zu begutachten hatte. Dieser Mann hatte in den Kriegsjahren als Herausgeber des Plauenschen Wochenblattes eine wenn auch bescheidene Rolle gespielt. So schwebte einmal eine Wetterwolke über seinem Haupte, als er 1809 aus dem Leipziger Intelligenzblatt für das Wochenblatt einen Aufsatz über den bekannten Schillschen Zug entlehnt und in der Einleitung dazu den Major v. Schill einen „feurigen Patrioten und Krieger" genannt hatte. Engel sowohl als auch der Censor des Wochenblattes Stadtsyndikus Facilides wurden darüber von dem Kommandanten der französischen Garnison, die im September und Oktober 1809 in Plauen lag, scharf vernommen und ernstlich gewarnt, ihnen sogar mit der Abführung nach Baireuth zum Marschall Junot, Herzog von Abrantes, gedroht. Eine sehr unterwürfige „Berichtigung" im Wochenblatte suchte die Sache wieder ins Gleiche zu bringen.

In seinem deutschen Unterrichte war Engel öfters in der Lage bemerken zu können, daß dieses oder jenes Gedicht Mosens wert sei gedruckt zu werden, und der schon mehrfach genannte Herr Dr. Schubert in Leipzig erinnert sich noch heute ganz deutlich, daß gerade Mosen es war, der bisweilen im Klassenzimmer während der Freiviertelstunden die Freunde die Früchte seiner Muse genießen ließ; ja, daß er bei Gelegenheit eines feierlichen Aktus ein Lied von Andreas Hofer zum Vortrag brachte.

Seine Gedichte und die seiner Kameraden, von denen Braun und Ploß besonders zu nennen sind, da sie mit ihm durch innige Freundschaft verbunden waren und einige Zeit darauf, wie wir noch sehen werden, ihre ersten in Plauen unternommenen poetischen Versuche in Jena veröffentlichten, unterbreitete er auch jedesmal seinem Vater, der in vier Briefen darauf antwortete:

M., d. 14. 8br. 1820.

Lieber Julius,

Deine, zur Durchsicht an mich übersendeten Gedichte, haben mir insofern gefallen, insoweit sie beweisen: daß doch einige Tropfen poetischen Blutes in Deinen Adern rollen. So wenig ich auch Zeit gehabt habe, sie durchzugehen, so habe ich doch nicht unterlassen können, einiges — vorzüglich in der Todtenbraut — abzuändern. Sollte es Dir nicht gefallen: so mache es besser. — — Lebe fromm und bleibe gesund, das erfreut jederzeit.

Deinen treuen Vater.

M., d. 1. Decbr. 1820.

P. P.

Die übersendeten Gedichte habe ich aus Mangel an Zeit bis jetzt noch nicht alle durchlesen, viel weniger einer Prüfung unterwerfen können; sollte ich jedoch bald darüber zu einem Resultat gelangen können, so werde ich nicht säumen, Herrn Braun und Collegen davon und darüber Nachricht zu ertheilen. — —

M., d. 15. Dec. 1820.

Lieber Julius,

So viel ich auch schon Zeit auf die übersendeten Gedichte gewendet habe, so bin ich doch bis jetzt noch nicht im Stande ein allgemeines Urtheil darüber abzufassen. So viel sehe ich aber im voraus: einige werden ganz wegfallen, andere werden umgearbeitet und abgekürzt werden müssen und nur wenige werden unverändert bleiben können. Das sind Arbeiten, die ich unter meinen jetzigen Verhältnissen nicht so schnell liefern kann, wie Ihr wünscht. — — — —

M., d. 19. Jan. 21.

— — Grüße mir Deine Drillingsbrüder und rauche auf ihre Gesundheit eine Pfeife: und sage ihnen: wie ich in Erwartung bin über die Dinge, die da kommen sollen auf Erden.

Ist der Mimer zugefroren, so gehet ja nicht auf das Eis, ihn aufzueisen. — Ist er aber aufgethauet, so schlürfet

dann und wann ein Tröpflein aus seiner Quelle, um Eure Geister aufzufrischen; schöpfet aber um Bragurs und Balburs Willen nicht mit Wassereimern daraus. Wer Mißbrauch mit diesem heiligen Wasser treibt, muß das zu Viel einst wieder ausweinen; der Quell nimmt dieses geläuterte Wasser wieder auf, um durstige Dichter damit zu tränken. Denn der Quell hat seinen Zufluß einzig und allein von Dichterthränen! — Da ich nur zufälliger Weise auf diese Vorstellung gerathen bin, so kann ich sie nicht besser geben als sie nun dasteht; erkläre Dir es, so gut Du willst. —

Fasse Deine Seele mit Geduld, erhalte Dich selbst gesund und lebe fromm, sei fleißig und fröhlich. Ich bin und bleibe

Dein treuer Vater.

Der erwähnte Freund Mosens, Christian Friedrich Braun, war geboren 1803 in Plauen und starb im November 1871 als Rektor in Königstein. Karl Gustav Ploß, geboren 1804 in Plauen, starb am 23. April 1866 als Oberpfarrer in Mittweida.

Von den Jugendgedichten Mosens, die in Plauen entstanden, sind uns, soviel der Verfasser dieser Arbeit weiß, noch zwei handschriftlich erhalten; das eine, wie schon erwähnt, bei der Wiedergenesung des Rektor Wimmer verfaßte, ist im Besitze eines Herrn in Plauen; ein anderes, nach dem Geschmacke der damaligen Zeit von alten germanischen Göttergestalten strotzend, befindet sich in der Ratsbücherei.

Ein Bändchen „Gedichte von einigen Freunden auf der Hochschule" erschien 1822 in Jena, also im Jahre des Abgangs Mosens vom Lyceum zu Plauen. Dasselbe enthält Gedichte von Mosen und seinen Klassenbrüdern Braun und Ploß. Ein Exemplar dieser ersten Veröffentlichung Mosenscher Gedichte findet sich in der Bücherei der höheren Bürgerschule zu Plauen und ist dadurch erwähnenswert, daß es von den Verfassern ihrem Schulfreunde Lorentz, späterem Stadtrate zu Plauen, zugeeignet ist und von des letzteren Hand unter dem 24. Novbr. 1839 die Bemerkung trägt: „Dieses Heftchen ist dadurch merkwürdig, daß es die ersten Versuche des damaligen Primaners und

jetzigen Dichters Julius Mosen enthält." Es befinden sich darin sechszehn Gedichte von ihm, und haben wir es ohne Zweifel auch mit solchen zu thun, von denen Mag. Engel behauptete, sie wären wert gedruckt zu werden. Die einzelnen Gedichte sind überschrieben: Gustav und Nina. Die Todtenbraut. Barthold Schwarz (Nachahmung der Glocke). Der Brauttanz. Der Winterabend. Des Kindleins Klage. Die junge Wittwe. Der Gang nach der Höhle. Die Göttergaben. Der Nixentanz. Das Schlachtfeld (drei Balladen). An Louisen. Bruchstück aus einem Trauerspiele. Mein letzter Herbsttag. Schlittschuhfahrerlied. Todesahnung.

Ostern 1822 verließ Julius Mosen das Gymnasium zu Plauen.

Ein Brief des Vaters an den damaligen Thomasschüler Eduard Mosen in Leipzig vom 21. November 1821 ist hierbei von Interesse, da er uns die Gründe angiebt, die den ersteren bewogen, den ältesten Sohn nach Jena auf die Universität zu schicken.

Dieser Brief, ein herrliches Zeugnis der sorgenden Vaterliebe des Marieneyer Lehrers, lautet:

Guter Sohn,

Der schönste Brief, welchen wir von Dir, seitdem Du in Leipzig bist, erhalten haben, war der vom 27. September. Vorzüglich freuten wir uns, und Alle, die Dich kennen, über die aufmunternden Zeugnisse Deiner verehrungswürdigen Lehrer. Ja, guter Eduard! es giebt für Aeltern kein größeres Labsal in ihren Kümmernissen, als das: wenn sie ein gutes Lob von ihren Kindern hören, und sich von ihnen frohe Hoffnungen machen dürfen. — Hätte ich damals sogleich wieder antworten können, so würde ich Dir meine frohen Empfindungen umständlicher ausgedrückt haben, als ich es jetzt thun kann, da ich über eine Menge von Gegenständen mit Dir zu sprechen habe, die uns doch Sorge machen. Ich fange mit der kleinen Flöte an. Kannst Du sie nicht gebrauchen, so verkaufe sie womöglich für 8 gr.; zu Weihnachten will ich Dir eine große schicken. Eine Weste von

Kaschimir wollen wir Dir schaffen, es hält länger als Seide. Zugleich sollen auch Unterziehhosen, Federn und Papier erfolgen. An den Hemden wird täglich gearbeitet. Der neue Rock soll, soviel in unsern Kräften steht, zu der bestimmten Zeit in Leipzig eintreffen, und er wird gewiß zu Deiner Zufriedenheit ausfallen. Daß Du Dich aber durch ein gestricktes Ärmelwestchen verzärteln sollst, kann ich ohnmöglich zugeben: denn erstlich legen sich solche junge Herrchen damit ins Bette und bringen es nicht eher vom Leibe, bis sie ein Hemd anziehen; dadurch gewöhnen sie sich so an das schaafwollene Leben, daß sie jedes rauhe Lüftchen fühlen, dann hält freylich ein solches Ding Arme und Leib immer in einer gelinden Ausdünstung, aber eben dieser wegen ist man in steter Gefahr sich zu erkälten. Frage nur den Arzt darüber, er wird Dich dessen belehren. Verzärtelung ist eine immerwährende Krankheit. Trage also ja kein schaafwollenes Ärmelwestchen, bis Du einst ein alter Kerl bist.

Den Dem(oiselles) Bauer lassen wir uns gehorsamst empfehlen und sage ihnen, in der Woche vor Weihnachten sollen sie einen Brief von mir bekommen. Nun schließe ich das vorstehende schwere Kapitel, um ein noch schwereres zu beginnen.

Am 10. November ging ich von hier weg, um in Wunsiedel beim Herrn Sup. Vogel den Amtorischen Freytisch auf Ostern künftigen Jahres für Julius zu erwerben, am 11n ej. zu Mittag traf ich daselbst ein. Die Unterhandlungen wurden eröffnet, es fand sich, daß Ostern keine Stelle für Julius übrig blieb. Dieser Umstand nöthigte mich um einen Freytisch bei der Universität Jena zu bitten, und dahin ward mir auf Ostern eine Stelle zugesagt. Julius wird also erst zwey Jahre dorthin und das dritte zu Dir wandern. Am 12. d. M. kam ich von meiner Reise aus dem Fichtelgebirge gesund und wohlbehalten wieder an. Auf Weihnachten werde ich das Anhaltungsschreiben Deines Bruders nebst dessen Schulzeugnissen und 12 Thaler hinausschicken, dafür müssen wir noch obendrein Gott und dem Herrn Sup. danken, wenn wir das Dekretum auf Ostern erhalten. Es ist für uns und für Dich besser, daß Julius erst nach Jena geht,

doch dieses will ich Dir zu einer andern Zeit deutlicher auseinander setzen.

Welch eine sorgenvolle Zukunft steht Deinen Eltern bevor!

Woher sollen wir die Mittel und Wege finden, um Alles hinauszuführen, was wir mit Euch Beiden begonnen haben! Wollt Ihr nicht selbst treulich dazu mitwirken, so sind wir es nicht im Stande. — — Darum, guter Eduard! trachte in Zeiten nach wohlthätigen Unterstützungen, wenn Du nur willst, so wird es Dir nicht fehlen.

Übrigens ist in unserem Hause Alles gesund und munter, Dein Bruder Gustav wird alle Tage lustiger. Bis jetzt ist es bey uns noch nicht zugefroren.

A propos! wo bleiben denn die Westenknöpfchen, schicke sie doch heraus, sonst bekommst Du keine Flöte. Die Grüße, welche Du hergeschickt hast, folgen auch wieder zurück. Bleibe fromm und halte Dich recht, so wird es Dir wohlgehen. Wir alle küssen Dich im Herzen, so gewiß als ich bin

Dein treuer Vater

J. G. M.

Da, wie wir in dem vorigen Brief gelesen haben, dem jungen Studenten Freitisch im Konvikt zu Jena zugesichert worden war, außerdem aber in dieser Stadt der berühmte Professor Hand ihn zu unterstützen versprach, so bezog Julius Mosen die Universität dieser Stadt und schrieb sich am 2. Mai 1822 daselbst eigenhändig als stud. jur. ein unter dem Prorektorate des Dr. Heinrich Luden. Aus diesem Jahre ist uns noch das nachfolgende Gedicht erhalten, das Aufnahme in der Gesamtausgabe seiner Werke gefunden hat:

Gott und Vaterland.

Abschied nahm ich von dem Vater,
Wo in heil'gem Waldesgrund
Aus der Erde springt die Mulde,
Und es sprach zu mir sein Mund:

„Wer abtrünnig seinem Gotte
Und dem alten Vaterland,
Dem verdorrt das Herz im Leibe,
Aus dem Grab wächst ihm die Hand."

Dies war meines frommen Vaters
Letztes, allerletztes Wort,
Und ich zog mit allem Segen
Aus dem Wald der Heimat fort.

Doch wie ich nach beiden fragte,
Gab die Welt mir Spott und Not;
Denn der Heiland war gekreuzigt
Und das Vaterland war tot.

Und es lag schon längst im Grabe,
Und ein Stein darauf gerückt,
Auf den schweren Felsblock aber
Waren Siegel viel gedrückt.

Denn es geht ein seltsam Märchen,
Als ob doch an einem Tag
Das Begrab'ne auferstände
Wie mit einem Wetterschlag!

Bei dem Grabe aber halten
Kriegsleut' gar bedenklich Wacht,
Und die Jünger stehn von ferne,
Zweifelnd in der Mitternacht.

Ob du, Rehlein, hier im Walde
Wohl von meinem Kummer weißt,
Da aus deinem dunklen Auge
Eine helle Thräne fleußt?

Eine Beschreibung des jungen Bruder Studio, der trotz seiner Mittellosigkeit als Mitglied der allgemeinen Jenenser Burschenschaft frohen Anteil am Studentenleben nahm, findet sich in No. 30 der Gartenlaube von 1858, wo ein gewisser am Ende unter der Überschrift „Vor sechs und dreißig Jahren" erzählt:

„An einem heiteren Sommertage des Jahres 1822 ritt ein junger Mann im blauen, weiten, blousenartigen Rock, eine rothe Mütze auf dem langen dunklen Haar, ein hellfarbiges Tuch schärpenartig umgegürtet, so daß der ganze Anzug ein etwas phantastisches Ansehen gewann, durch das Städtchen Neustadt an der Orla, den Weg nach Jena entlang.

Der sehr dunkle Teint des Jünglings zu dem Blau und Roth seiner Kleidung erhöhte das Fremdartige seiner Erscheinung. Nachlässig, mit etwas vorgebeugter kosakischer Haltung, saß er auf dem Jenaischen Klepper. So trabte er dahin, dem schönen Saalthale zu.

Seht dem Jünglinge nur einmal näher in das Auge, das dunkle, mit wie reinem, tiefen Glanze es um sich und vor sich hinschweift! Welche Bilder und Träume mögen das schwärmerische Gemüth bewegen, das aus diesem Auge, aus dieser ganzen Erscheinung spricht!

Soviel ist gewiß, an Kirchen- oder Rechtsgeschichte so wenig, als an trockene Philosopheme denkt der blaue Reitersmann. Anderes bewegt seine Seele, was kein Katheder lehrt, was aus unbekannten Himmelsräumen sich herabsenkt in die warme, junge, offene Menschenbrust . . . .

Auf der Saalbrücke bei Kahla, wo von der Stadt aus links die Leuchtenburg mit ihrer herrlichen Aussicht auf und ihrem Jammer und Verbrechen in ihren Mauern (die Leuchtenburg war damals Gefangenanstalt. Anm. des Herausgebers) sich erhebt, traf ich mit demselben jungen Mann zusammen, den ich im Sommer vorher durch Neustadt hatte reiten sehen auf dem Jenaischen Klepper. Er war kaum mittelgroß, trug noch immer den weiten blauen Rock, die rothe Mütze, und aus dem dunkeln Antlitz leuchtete das Auge so innig, so freundlich, so gutmüthig.

Wir kamen in's Gespräch mit einander. Wir sprachen, was man als Jenaischer Student bei solchen ersten Bekanntschaften zu sprechen pflegte: „Woher? Wie der Name? Was studiren? Wie lange in Jena?“ u. s. w.

Der Blaue war schon Brandfuchs oder gar junger Bursch, ich noch grasser Fuchs . . . Nach ungefähr einer Viertel-

stunde schieden wir mit derbem Händedruck, wie das damals Sitte war."

Der Jenenser Student mit dem blauen Rock und der roten Mütze war Julius Mosen.

Aus jener Zeit sind uns verschiedene Briefe erhalten; besonderes Interesse erregen die des Vaters, dessen Lebensfreude durch ein ihm selbst in seiner ganzen Schwere unbekanntes Leiden getrübt zu werden anfing.

Am 3. Mai 1822 schreibt der Vater an Julius:

— — Sobald es Dir möglich ist, so schreibe: welche Collegia und bei wem Du hörst? Welche Entscheidungen durch die Unterhandlungen des H. Dr. Hand gewonnen worden sind? Ob Du in das philologische Seminarium gehst? Und wie Du Dich in Deiner neuen Lage befindest.

Bitten und Ermahnungen will ich nicht hinzufügen: denn Du wirst es von selbst fühlen, daß Selbstständigkeit mit Umsicht vereint, die besten Wegweiser durch die Labyrinthe des Lebens sind. — — Denke Dich fleißig in die Lage Deiner Aeltern! Herzlich grüßt Dich Deine Mutter und Geschwister, und ich bleibe mit treuer Vaterliebe

Dein Vater.

Am 25. h. m. (?) 1822 schreibt Julius nach Hause:

Theuerste Eltern!

In aller Eile will ich Ihnen durch eine jenaische Marktgelegenheit, welche von hier nach Plauen geht, meine Begegnisse melden.

Den ersten Tag blieb ich in Ranspach, wo ich von Herrn Götz sehr freundschaftlich aufgenommen ward, aber unser Herr Götz kann das Lügen noch immer nicht lassen — ich fragte — wie weit ist nach Neustadt — vier Stunden. Damit war ich zufrieden und auf sein Drängen ging ich erst den andern Tag zu Mittage von Ranspach ab. Nun mußte ich rennen und laufen. In Pausa kehrte ich aber dennoch auf kurze Zeit bei Herrn Frotscher — dessen Sohn aber schon abgegangen war, ein. Ich mußte beym Kaffee bleiben. Hierauf führte mich Herr Frotscher in den Brandstellen

herum — in die zerstörte Kirche p. p., so ward es drei Uhr. Endl. wollte ich aufbrechen — da ich doch vor Nacht nicht nach Neustadt käme! — Wa — Was? Sie wollen! heute noch nach Neustadt? Ich fragte ganz trotzig: Wie so? — — sieben starke Stunden! war die Antwort. Ich war vom Donner gerührt. Auf langes Mahnen und Bitten blieb ich endlich da — da ich sonst in einem Gasthof bleiben hätte müssen. Hier ward ich sehr köstlich bewirthet. Noch zu bemerken ist, daß sie meinen Oberrock, blaue Hosen, Papier, Bücher p. p., was mich zu sehr drückte, in ihres Sohnes Koffer aufnahmen, wodurch ich einen leichten Rücken bekam.

Als ich des andern Morgens aufbrach nach dem Kaffeetrinken, begleitete mich Herr Frotscher eine ganze viertel Stunde weit; auch mußte ich noch sechs Butterstemmeln mitnehmen. War aber auch recht fatigirt von der Reise am vorigen Tage von Ranspach nach Pausa — eine halbe St. — Das machte freilich eine Ausnahme. Den dritten Tag ging ich aber nach Stadt Roda drei Stunden von Jena, wo ich aber beym Anbruch der Nacht bleiben mußte. Am folgenden Tag kam ich zu Mittage nach Jena. —

Collegia habe ich hier belegt: 1) Pandecten bey Andreä, 2) bey Walch Rechtsgeschichte, 3) ein publicum — Erbschaft von Schröter.

Hauszins wie Aufwartegeld habe ich bezahlt. — Aber was soll ich machen — ich kann Günthers Lehrbuch zu den Pandecten nicht bekommen! — Im Buchladen kostet es 3 Thlr. 12 gr. und ich habe nicht mehr noch als 3 Thlr. 1 Pf. Hugo's Rechtsgeschichte kann ich ebenfalls nicht bekommen. Diese kostet aber 2 Thlr. 1 gr. — Ei! Ei! Kein Holz — die Stube ist schrecklich kalt — ich habe noch nicht eingeheizt — keine Bücher! Noch nicht alle Schulden bezahlt! — Ei! Ei! was soll aus dem Kindlein werden? Wenn auch nicht gleich — aber nachschicken werden Sie wohl müssen. — — — Nächstens sollen Sie durch den Schleizer Boten ein Exemplar von unseren Gedichten erhalten. — — — —

Eduard schreibt an seinen Bruder Julius aus Leipzig am 10. August 1822 folgenden Ferienbericht:

Theuerſter Bruder!

Als ich zwei Tage vor meiner Abreiſe von Marieney, den 3ten Auguſt, von Ölsnitz herausging, begegnete mir Frau Eva, welche von Plauen heraufkam, und einen großen Brief mithatte. Ich brach ihn auf, und fand zu meiner größten Freude auch einen Brief an mich darinnen! Daß ich etwas böſe geſinnt war gegen Dich, wirſt Du mir nicht verdenken können: denn ich hatte Dir ja vor Oſtern geſchrieben, und Du hatteſt mir ſo lange nicht geantwortet! Doch gerne vergeſſe ich Alles, da Du es doch endlich einmal gethan haſt. Jetzt will ich Dir aber erſt meine Hundstags Abenteuer erzählen. Alſo den 21ſten Juli reiſte ich von Leipzig ab, und den 23ſten zu Mittage traf ich in Marieney geſund und fröhlich ein. Der Vater ſchlief, und die Mutter rührte aus, die Amalie hatte den kleinen Guſtav auf dem Arm, und der Louis war gerade vom Koppenſchneider herauf gekommen. Aber lange konnte ich nicht in der Stube bleiben, ich mußte hinaus zuerſt auf den Gottesacker. O wie angenehm war mir hier jede Stelle. Dort unter dem Weichſelbaum, bei dem alten catholiſchen Weihkeſſel, wo ſo oft Ittner ſtand, ſein ſchwarzes Brod und Käſe aus ſeinem Schäferſäckchen nehmend; dort wo wir über dem Kirchenthore uns ſo oft mit Steinen bekriegten; dort unten, wo wir oft auf dem Schupfendach Sturm liefen; dort unten am Pfarrfenſter, wo wir mit Ittnern, Schanzen, Seifert ꝛc. die Nachtmuſik ertönen ließen. Doch auch Wehmuth bemächtigte ſich meiner, als ich zum Grabe Nataliens, unſerer geliebten Schweſter, kam, ich dachte an die letzte Nacht und den Mittag, wo ſie ſtarb, den Abend, wo wir ihre kalte Hand zum letzten Male faßten! Zur rechten Hand ſah ich auch die Grabeshügel Seiferts geliebter Eltern. Doch ich muß davon abbrechen!

Was übrigens den Zeitvertreib betrifft, ſo muß ich geſtehen, daß ich manchmal ziemlich lange Weile hatte; der Vater nehmlich war etwas krank und verdrießlich, die Mutter hatte zu arbeiten, und die Amalie hatte den Guſtav zur Aufſicht. Doch einigermaßen entſchädigte mich die Jagd dafür. Ich ſchoß 1) einen Finken, 2) eine Bachſtelze, 3) einen

Rothschwanz, 4) noch eine Bachstelze. Zwar schoß ich auch nach wilden Tauben, Rebhühnern, aber —. Der Hund (Parvus) war aber so gut, und fing mir eine, oder erbiß sie. Fischen war ich ein einziges Mal mit dem Vater: denn 1) hatte er den Bach abgegeben, und nur noch mit Noth konnte ich das Stückchen von Hüllers Steg an bis an die Erlenmühle für einen Thaler bekommen, und 2) ist der Bach ausgetrocknet, so daß wir da blos sieben, drei ich und vier der Vater, fangen konnten, Krebsen war ich gar nicht. —

Aber potz tausend Sapperlot! was höre ich und sehe ich, Ihr seid in der gelehrten Welt als Dichter aufgetreten! Schön! schön! ich wünsche Euch Glück dazu, und ich glaube Ihr werdet viele Subscribenten zusammenkriegen, und was ich thun kann, werde ich gewiß thun. Der Vater gab mir vier Anzeigen mit, und ich gab davon eine H. Ludewig und eine H. Haase. Wolf (Carl August Wolf aus Treuen, Al. Schol. Thom. in Leipzig) subscribiert auch mit, und ich auch; doch sollte etwa mir Deine Güte ein Exemplar umsonst verleihen, nun so bin ich auch nicht böse. Ist es Dir möglich mich zu besuchen während Deiner Michaelis-Ferien? Wann gehen sie an und wann endigen sie? — Übrigens befinde ich mich hier ganz wohl; daß ich Secundaner bin, hast Du wahrscheinlich schon gewußt: denn sonst hättest Du wohl nicht schreiben können „ich möchte ihm zurufen: Herzensbruder, du hast mehr Glück als Verstand!"

Noch bitte ich Dich, daß Du meine alten guten Freunde Seifert, Bloß, Geigenmüller, Braun und überhaupt alle, die sich noch meiner erinnern sollten, herzlich von mir grüßest. Der Vater sagte auch, er würde vielleicht manchen Brief an Dich in meinen schließen, damit er einige Groschen Postgeld erspart. Dein Freundchen im Stalle befindet sich sehr wohl! Der Gustav ist in diesem Jahre ein herrlicher Junge geworden! Ich beneide Dich sehr, daß Du die vollen Bäume ihrer Last zu Michaelis erledigen wirst. Herzlich wünschte ich, daß Du mich auf Michaelis besuchtest. Schreibe mir aber ja recht bald wieder, womöglich diese Woche noch! Noch etwas: In der Pfarre war ich drei Mal, das erste Mal als

ich kam, aß ich eine Forelle und Butterbrod mit H. P. St., das zweite Mal etwas Obst und das dritte Mal einen Thaler 8 gr. gleichfalls auf diese Art wie Du! Bleibe gesund, dieses wünscht

Dein

treuer Bruder

Eduard.

Auf den letzten Brief von Julius antwortet der Vater am 26. August 1822:

Vielgeliebter Sohn,

Dein Brief, welchen wir durch Herrn Geigenmüller erhalten haben, hat uns alle recht herzlich erfreut, denn wir haben daraus Dein Wohlbefinden und ein vergnügtes und zufriedenes Herz gelesen. Nur Dein Bruder Eduard, der vorher ein schiefes Gesicht über Deinen Brief, in welchem Du wegen seiner Versetzung nach Sekunda Dich derb geäußert hattest: Herzensbruder! Du hast mehr Glück als Verstand! gemacht hatte, war erst ganz gleichgiltig. Doch Dein langer Brief an ihn machte ihn wieder gut und er versprach, in Leipzig Euch recht viel Subscribenten zu verschaffen und recht bald an Dich zu schreiben. Ich habe den armen Jungen recht herzlich bedauert, denn er hat fast gar kein Vergnügen bei uns genossen. Ich war erst sehr unpäßlich; dann litt ich zehn Tage an einem bösen Hals, und unter diesen Umständen mußte er wieder abreisen. — —

Auch jetzt ist meine Gesundheit noch nicht ganz fest, und werde wohl einen Arzt dieserhalb befragen müssen. Mutter und Geschwister aber sind kerngesund.

Über die Herausgabe Eurer Gedichte will ich nicht urtheilen. Herr Mag. Engel hat im Voigtländischen Anzeiger seine Sache gut gemacht. Nun, eines Dinges Ausgang ist aller Narren Lehrmeister. Meinen Namen lasse nur auf ein Exemplar mit vordrucken. Wenn ich nach Ölsnitz komme, will ich sehen, ob ich einige Subscribenten werben kann. Eure Anzeige ist zu unbestimmt; die Leute wollen doch wissen, wie viel sie Papier für ihr Geld bekommen und wie viel etwa Gedichte sind.

Ist es Dir möglich, so halte bis Michaelis in Jena fest. Du kannst ja Deine Kollegia wiederholen, die Bibliothek benützen und manches andere erforschen und besehen. Du hast ja täglich dabei Deine gute Kost und herzlichen, freundschaftlichen Umgang. Wir sehen zwar alle sehnlich auf Dich auf, aber uns ist bange, Dich zu Deiner Zufriedenheit so lange zu bewirthen. Ehe Du aber abreisest, so schreib Dir die Namen, Titel und Würden derjenigen Professores auf, bei welchen Du das Winterhalbjahr über Kollegia hören willst; ich werde mich schriftlich an sie wenden.

In Deinen Ranzen packe nur Deine Kollegia ein, Du sollst mir sie zu Hause vorlesen und demonstriren, damit ich auch ein Bischen quid juris lerne; desgl. nimm zwey Hemden, ein gutes Vorhemdchen, die alten Manchester Hosen und was Du sonst hier nöthig brauchst, mit herauf. Alle Deine Sachen gieb der Frau Vopelius zum Verschluß. — Verschaffe mir, vielleicht aus der Thierarzeneyschule, einen schönen Pferdeschweif; ich will Dir während Deines Hierseyns einen Dohnenstrich anlegen. Zu Deiner Herreise wirst Du wohl etwas Geld geborgt bekommen, jetzt kann ich Dir leider! keines schicken.

Jetzt aber sperre die Augen auf! Die Hochzeit des Herrn Pastoris wird wahrscheinlich vierzehn Tage nach Michaelis vor sich gehen. Ich habe Herrn Goldschmidt Geigenmüller zur Verfertigung des Tafelzeuges und Brautstaates empfohlen. Er war hier und hat 190 Lothe altes Silber, 35 Diamanten aus alten Ringen und 4 Kronen Gold zu Trau- und Ohrringen abgeholt. Bei der Hochzeit aber wird außer seinem Vater, dem Pfarrer in Würschnitz, wir und wahrscheinlich Du, sonst Niemand zugegen seyn. — Willst Du nicht ein Hochzeitcarmen machen? Thema: Gelegenheit macht Liebe. Vierzehn Tage nach meiner Heimkunft hat die Frau Kroppin einen einzigen kleinen Schneidersjungen geboren. Wir waren Gott sey Dank nicht Gevatter!

Das Ölsnitzer Bier ist jetzt sehr derb mit Kreide gemacht. Was macht denn Herr Wildenhain, Herr Schmidt? Grüße Sie doch herzlich von mir. Herrn Braun, Seifert und alle

treue Voigtländer küsse und grüße in meinem Namen. Solltest Du vor Michaelis abreisen, so übergieb Dein Convict an Herrn Braun und sage ihm, daß er uns ja in Marieney besuche. Gott erhalte Dich gesund, schütze Dich vor Gefahren und bewahre Dich vor bösen Gesellschaften und führe Dich mit frohem Herzen in die Arme

Deines

treuen Vaters.

Nach der Adresse wohnte der Student Julius Mosen damals in Jena im weimarischen Hofe, 3. Stockwerk, bei dem Schönfärber Vopelius.

Am Ende des Oktober 1822 fand in Jena eine ziemlich lebhafte Studentenrevolte statt, die mit dem Auszuge der Musensöhne nach Kahla ihren Höhepunkt erreichte. Über dieselbe berichtet der bereits genannte am Ende in seinem auch schon erwähnten Aufsatz „Vor sechs und dreißig Jahren“: Zu Michaelis 1822 bezog auch ich die Universität Jena. Kaum hatten die Vorlesungen seit einigen Wochen begonnen, und Professor Konopak mochte am ersten Viertelhundert Paragraphen seiner Institutionen doziren, da ward durch Verbot des Singens auf Markt und Straßen Jena's jene Erregung veranlaßt, welche den hoffnungsvollen Auszug nach Kahla unter Sang und Klang zur Folge hatte, und mit dem trostlosen Wiedereinzug in Jena ohne Sang und Klang endete. Aber es waren immerhin prächtige, zügel- und fesselloſe, echt burschikose Tage, die zwischen dem fröhlichen Anfange und tristen Ende inne lagen. Die Hauptepisode bildete der am 24. oder 25. Oktober 1822 erfolgte Auszug der sämmtlichen Studenten nach dem drei Stunden entfernten altenburgischen Städtchen Kahla, dieser Auszug mit seinen Berathungen, Deputationen, seinem Singen, seinem Trinken und Lieben. Die Studentenallmacht träumte von Bedingungen, unter denen die Rückkehr nach Jena erfolgen sollte. An der Spitze dieser Bedingungen stand die Aufhebung des Singverbotes. Daß diese Bedingung nicht in Erfüllung ging, das ganze Stück Revolutionsgeschichte vielmehr mit einem Nachspiel akademischer Strafen schloß, versteht sich gleichsam von selbst.

Auch Julius Mosen berichtet in einem langen Brief vom 19. Dezember 1822 über die aufgeregten Tage in Jena:

Liebe Eltern,

Nun wahrhaftig, verschwiegene Leute giebt es im Voigtlande, wenn der Herr Pastor in Marieney und die Schokoladenfabrik mit den wohlfeilen Sachen kein bischen Rumor in der Leipziger Zeitung machten, so müßte man denken, das obere Voigtland wäre versunken. Der Tausend! seit Michaelis kein Wörtchen; nicht einmal ein: „Hab' Dank!" auf die Überschickung eines Prachtexemplars von unsern Gedichten; auf welche ich doch wenigstens in Jena von Herrn Professor Hand zum Mitglied der ästhetischen Gesellschaft erhoben worden bin; was ich durch mein Patent beurkunden kann. Wie ich oben abreiste, da hieß es: „gehe nur zu, liebes Zuckersöhnlein, du sollst noch einige Thaler nachbekommen!" Ja aber bis jetzt habe ich nichts davon gehört. Aber ich kann doch wahrlich nicht vom dichterischen Sonnenschein leben, wie natürlich; ergo — beducire ich, muß ich Geld haben und zwar zu folgenden Dingen:

1) habe ich kein Spänchen Holz mehr — ich und Braun wollen uns für 2½ Thlr. Holz kaufen, dazu gebrauche ich 1 Thlr. 6 gr.
2) mußte ich meinen geborgten Günther abgeben; einen alten giebt es nicht zu kaufen, weil ein jeder den seinigen werth hält — 3 Thlr. 8 gr. Ich kann im Collegio kaum mehr nachschreiben, da der Pandektenvortrag bloße adnotation dazu ist.
3) sind meine Stiefel beyde durchgelaufen, welche ich also besohlen muß lassen, denn ich kann vor Frost kaum mehr darin gehen; ein Paar Sohlen ½ Thlr. — 1 Thlr.
4) habe ich das vierte Buch Briefpapier schon gänzlich verschrieben; da ich nun mein Heft verderbte, wenn ich nun solches schlechtes, theueres Papier hineinpfuschen müßte, so bitte ich Sie: mir ungefähr sechs Buch dergl. Papier als einen heiligen Christ, wovon ich doch nichts geschmeckt hätte!, mit herunter zu fördern.

Ludwig Schneider, stud. philosophiae aus Plauen, fährt mit seinem Geschirr wieder nach den Ferien herunter, wo Sie — wenn Sie anders wollen — mir es mit überschicken könnten; Sie müßten sich aber dazu thun. Geigenmüller würde es wohl hin besorgen.

Nun das wäre Alles, was nothwendig ist, wie Sie leicht ermessen können. Vielleicht hätten Sie auch die Güte, mir das weiße Tuch zu Beinkleidern und das kornblumenblaue zum Fracke zu besorgen? Nun von den inneren Verhältnissen zu den äußern!

Solche schreckliche wilde Tage, wie seit einiger Zeit vorgefallen waren, habe ich nie erlebt. Bisher war Alles so friedlich und still in Jena, auf einmal brach die gränzenloseste Wuth aus in der ganzen Studentenwelt. Bekanntlich sangen die jenaischen Studenten zwey hundert Jahr lang auf dem Markte und in den Straßen. Nun geschah vor drei Wochen ein Anschlag von dem akadem. Senat im Auftrag von Weimar: bei solchen Zeitumständen das Singen auf den Straßen und auf dem Markte einzustellen; wer nun singe, sollte zwey Thlr. Strafe geben; wenn es mehrere wären, die man nicht alle kennen könnte, so sollte jeder Einzelne auf den ganzen Haufen verpflichtet seyn, oder die geringste Zahl von den Angebenden sollte angenommen werden zur Richtschnur. Wenn also der eine sagte: es waren zwanzig, der zweyte dreißig, oder der dritte zwölf, so war nun der einzelne Erkannte auf vier und zwanzig Thlr. verpflichtet. Wer nun zwey mal gesungen hatte, sollte consiliirt werden! Der Anschlag ward um zehn Uhr angeheftet. Um zwölf Uhr waren alle Studenten auf dem Markte. Plötzlich erhob sich nun der Gesang: Das Volk steht auf, der Sturm bricht los! ꝛc. und so ward durch alle Straßen, vor dem Collegium vorbei, vor dem Universitätsamtmann unten am Weimar. Hofe herauf und auf den Markt gezogen; hier kamen uns die Landsmannschaften unter Gesang entgegen, nun wurde ein Kreis geschlossen, mit Gesang begrüßt und auf dem Markte herumgezogen. Die Kollegiensäle wurden ausgeräumt, um Tafeln zu bekommen oder Bänke; dann ließen einige reiche Kerls

etliche Fässer Bier anschroten, und nun ward auf dem Markte commerschirt. Die Tafeln standen über den ganzen Markt die Länge herunter bis zum Gasthof der gülbenen Sonne. Die Pedells kamen und wollten im Namen des Senats und des Großherzogs Ruhe gebieten. Sie wurden aber fortgestenzt. Endlich kam Musik und nun wurde mitten auf dem Markte getanzt. Plötzlich hieß es: es kommen Soldaten! Man ritt nun auf die Anhöhe, um es sogleich anzusagen, wenn sie kämen; aber auf den Markt wurden die mit Eisen beschlagenen Turnstangen geschleppt, Schläger, Säbel, Flinten und Pistolen. Es war wahrhaftig furchtbar. Aber das Gerücht wär falsch. Nur wurden Deputirte an den Senat geschickt und gebeten, das Gesetz herunter zu nehmen. Er für sich, gab der Senat zur Antwort, könne es nicht, er müßte es erst nach Weimar berichten; doch sprach er für günstigen Erfolg, nur sollten wir ruhig seyn; unterdessen sollten wir statu quo bleiben, wie wir gelebt bis auf dieses Gesetz. Bis Sonntag Nachmittag war ihm die Zeit gestellt, wo wir Nachricht haben wollten. Sonnabends wurden die Collegien wieder eröffnet, aber es war so todt, so still, wie ausgestorben. An keinem Tage machten die Professoren so unterthänige Rücken, wie diesen Sonnabend. Am Sonntag waren wir auf dem Markt versammelt. Um ein Uhr wurde die Deputation wieder an den Senat geschickt. Er äußerte aber, wir sollten nur ruhig seyn. Sie hatten aber noch Nichts abgeschickt. Nun war Alles wieder Leben. Am ganzen Nachmittage zogen wir auf dem Markte hin und her mit Gesang. Es ward Nacht. Ein gewisser Kaufmann Voigt, ein Kerl, den man als einen schlechten Menschen haßt, hatte geäußert: wir sollten nach Leipzig gehen und mores von den Ladendienern lernen. Nun zogen bey drei hundert vor sein Haus mit einem pereat-gesang. Die Turner kletterten hinauf und schmetterten die Aushängetafel herunter, die an eisernen Kloben befestigt war. Die Läden wurden zerschmettert, die Fenster und eisernen Stäbe. So oft nun eine Tafel klirrte, so schallte ein gräßliches Bravo! aus hundert Kehlen. Es war wie in der französischen Revolution. Professor ?, der

im obern Stock wohnt, kam herunter und wollte eine Strafpredigt halten: „es ist schändlich, meine Herren!“ fing er an, und sogleich lehnte er zwanzig Schritte davon an der Mauer. Die Pedells drängten sich dazu und bekamen Prügel. Nun zog der Schwarm durch alle Straßen: Licht weg! Licht weg! Und in der ganzen Stadt ward es stockfinster. Auch die Professoren, die academischen Senatoren fanden es für gut, ihre Lichter auszulöschen. Abend ritten noch Spione nach Weimar. Der Universitätsamtmann fürchtete für sein Leben und hatte sich Wache ausgebeten. Zwey hundert Mann Infanterie und fünfzig Husaren sollten kommen; das brachten die nach Weimar gerittenen Montag früh gegen zehn Uhr mit. Sogleich stimmte alles für den Auszug. Es war auch das Beste! Um ein Uhr mußte alles auf dem Markte seyn. Wer zurückblieb, war in infamen Ver . . . Vier blieben zurück. Vier hundert und achtzig zogen aus, Krüppel, Lahme und Kranke sogar. Die Burschenfahne wehte vor dem Zuge, so ging es durch alle Straßen mit traurigem, studentischen Gesang. Alle Bürger und Bürgermädchen weinten. Der Zug ging nach Kahla. Vor der Stadt wurde Halt gemacht, und Deputierte hineingeschickt, welche den Rath um Erlaubniß baten, hinein zu kommen. Es wurde erlaubt. Jeder Bürger riß sich um mehrere Studenten. Ich lag bei einem Aktuarius Kauth mit noch vier anderen. Auf dem Stern war die Fahne und die vier Deputirten. Dienstag wurden einige erwählt, die an den Großherzog gingen — zwey Ministerssöhne — und an den Senat mit einem Schreiben, worin wir erklärten, wir wären nicht als Rebellen ausgezogen, sondern deswegen, weil es uns unmöglich gewesen wäre bei der Mehrzahl der gereizten Menge, Ruhe zu halten, zumal da die Burschenschaft aufgelöst sey, und ein Jeder also als ein ungebundenes Mitglied zu betrachten sey. Der Großherzog nahm die Deputirten gütig auf und sagte: er wolle Alles thun, insofern es sich mit seiner Würde vereinigte. Der Senat aber schickte ein gräßliches Schreiben. Wer nicht sogleich zurückkehrte, der solle relegirt seyn, und schändliche [illegible]dingungen . . . Da gaben vier hundert das Ehrenwort,

auf solche Bedingungen nie zurückzukehren. So ging es hin bis zum Freitag. Es hatte bei den Senatoren in Jena gewirkt, sie waren in der höchsten Angst. Mehrere Deputirte der Bürgerschaft zu Jena waren abgewiesen worden u. s. f. Da kam endlich ein mildes Schreiben, worinnen es hieß: Wir sollten zurückkehren, Amnestie für den Auszug, für Singen u. s. f., doch in der Voigtschen Geschichte sollte untersucht werden, aber sie gaben ihr Ehrenwort, nur pro forma dies zu thun. Auch sollten, sobald wir eingezogen wären, die Soldaten ausrücken. Wir gingen in die Schlinge und zogen Sonnabends wieder in Jena ein. Die Bittschrift, worauf das Singen nun wieder erlaubt werden soll, ist nun abgegangen. In der Voigtschen Geschichte sind zwanzig vorgewesen, die läugneten; doch liegen die Soldaten noch in der Vorstadt, die aber Befehl haben, jedem Studenten aus dem Wege zu gehen, jeden zu grüßen mit Handanlegen an den Schako u. s. w. Ich habe mich so gehalten bey der Sache, wie Sie es von meinen Grundsätzen denken können. Ich war nicht roh, doch auch nicht fein; auch habe ich bei der ganzen Sache keinen Nachtheil.

Was macht die liebe Mama, nebst Louis, Amalie und dem lieben, losen Gustav? Schreiben Sie mir ja bald und lassen Sie mich nicht stecken in der Geldnoth, da Sie wissen, daß ich nicht drücken kann. An Eduard habe ich noch nicht geschrieben, weil die Professoren noch in den Collegien eilen, um das Versäumte nachzuholen, theils weil ich kein Postgeld hatte. . . .

Übrigens befinde ich mich wohl. Viel zu thun habe ich aber mit den Pandekten. . . . Ich merke, ich habe schlecht geschrieben, doch ist es gegen Abend und ich kann nicht gut mehr schreiben. . . . Nun schreiben Sie mir, ob Alles gesund ist, grüßen Sie alle guten Bekannten; halten Sie glückliche Feiertage. Dies wünscht

Ihr

getreuer Sohn
J. M.
stud. jur.

Am 5. Januar 1823 antwortete der Vater:

Geliebter Sohn,

Mein langes Stillschweigen rührt vorherrschend von Deiner verschwiegenen Ritterreise nach Plauen her. — Keinen Gruß, kein Blättchen Papier an Deine Ältern! Am andern Tage darauf kam ich in Angelegenheit meiner Gesundheitsumstände nach Plauen. Da gab es mancherlei Gerede und mancherlei Kopfzerbrechens: bald sollte in Ziegenhayn eine schreckliche Schlägerei, wobei Herr Braun gefährlich verwundet seyn sollte, vorgefallen seyn, bald war ein Tumult in Jena ausgebrochen, Preußisches Militär eingerückt und Du warst ein Wenig ausgerissen.

Du hattest in Plauen gesagt: Du seyest in Marienev gewesen; darüber sollte ich nun Rede und Antwort geben — und ich, ich wußte gar nichts davon; das glaubte man nicht. Man wunderte sich, daß mir gar nicht Angst war. Ich dachte aber, entweder war es eine Rüpelreise — Donquixoterie, die Dulcinea von Toboso — um die Rozinante nun einmal zu probieren, oder die ersten schriftstellerischen zwanzig Thlr. zu verjuxen, was ihn dazu bewog. Ich ließ es so hingehen und schwieg.

Eure Gedichte hatte ich erst Sonnabends vorher erhalten. Meine Lobeserhebungen und mein Dank für Übersendung eines Prachtexemplars soll zu seiner Zeit mündlich geschehen. Daß Dich Herr Dr. Hand zum Mitglied der ästhetischen Gesellschaft erhoben hat, freut mich innigst und ich werde ihm noch dieserhalb meinen Dank darbringen. — — Nun höre aber auch meine Noth, mein Anliegen und mein Klagen: Der Doctor und Medicamente kosten mich schon vieles Geld, und immer noch kennt man die Ursache meines Übels nicht, ich werde blos mit Hoffnung der Besserung hingehalten: da sitze ich niedergeschlagen, ohne Lebensgenuß und ohne Lebenslust! vierzehn Tage halte ich noch aus, wird es dann nicht besser — so borge ich Geld und lasse alles zu Hause stehen und liegen, und komme nach Jena. Ein Bett brächte ich dann mit, Du wirst mich doch vierzehn Tage aufnehmen, pflegen und warten? Der Hofrath Dr. Starke lebt doch noch? — —

Bei uns sieht es schlimm aus, halt Du genau Haus! Halt um Deines eigenen Glückes willen mit dem Erlös aus neuen Gedichten genau Rechnung. — — Über Eure Studentenrevolte eile ich hinweg; doch danke ich Gott innigst, daß Du unter der Amnestie begriffen bist. Bei ähnlichen Gelegenheiten wirst Du Dich noch klüglicher zu betragen wissen. Ich hoffe es nicht, aber ich ahne es, ich werde bald zu Dir kommen.

Dein

treuer Vater.

Zu diesem Briefe so überaus rührenden Inhalts bedarf es einiger erklärenden Worte. Wie wir schon erfahren, hatte Julius Mosen in Plauen mit wachsender Neigung auf die liebliche Tochter des Stadtsyndikus Facilides geblickt. Louise war eine herrliche Jungfrau mit tiefem, reichen Gemüt. Sie wurde plötzlich von schwerer Krankheit erfaßt, von der sie sich nicht wieder erholen sollte. Die Kunde davon war auch nach Jena gekommen. Julius Mosen, zum Tode betrübt, machte sich sofort auf, mietete ein Pferd und eilte der Heimat zu. In Plauen angekommen, brachte er sein treues Tier unter und begab sich schweren Herzens in das ihm so bekannte, teure Haus am Markt, wo er die Familie weinend antraf. Auf seine Bitte hin trat er an die ein wenig geöffnete Thür des Krankenzimmers, warf einen einzigen, langen und schmerzlichen Blick auf die schon wie verklärt daliegende Louise; Thränen erfüllten sein Auge; er drückte, ohne ein Wort sagen zu können, den Eltern bewegt die Hand zum Abschied, und kurze Zeit darauf sahen die erstaunten Bürger Plauens einen stattlichen Jenenser Musensohn in der Tracht der Burschenschafter seiner Zeit, mit langem, wallenden Haar, zum Stadtthor hinaussprengen. Die am 29. Mai 1804 geborene Christiane Louise Facilides starb in ihrem neunzehnten Jahr am 2. Januar 1823 in dem Hause am Markt, das jetzt dem Drechsler Schmidt gehört.

Auf den Brief des Vaters vom 5. Januar 1823, der zum ersten Male sein Unwohlsein, das in einem offenen Schaden bestand, erwähnt und von einer Reise nach Jena spricht, antwortete Julius am 14. desselben Monats folgendermaßen:

Theuerſter Vater,

Am 12ten m. c. erhielt ich Ihren werthen Brief durch Geigenmüllern. Ich bin ſeitdem in ſo manche traurige Stunde hineingerathen. Geſtern am Montag ging ich zum Hofrath Starke, erzählte ihm Ihre Umſtände, wie es zu Michaelis war, gab ihm unter die Hand, daß Sie nur ein ſehr geringes Dienſteinkommen hätten u. ſ. w. Er war ſehr freundlich. . . . O, nun kommen Sie! Ich will Sie gerne warten und pflegen. Sie ſollen glückliche Tage verleben. Auch um meinetwegen; denn ich bin ſeit den Ferien ſehr zurückgekommen. Mein Heft über die Pandecten wollte ich nicht verderben mit anderem Papier. Ich habe noch keines. Ludwig Schneider iſt noch nicht zurück und ich habe vier und zwanzig Stunden, täglich drei Stunden, Pandecten nachzureuten (das iſt der Studentenausdruck). —

Auch weiß ich nicht, warum Sie Sich oben quälen wollen, hier ſind Sie gewiß in vierzehn Tagen curirt; koſten glaube ich wird es nicht eben ſo viel und laſſen Sie es fünfzehn Thaler koſten — und hätten Sie nun das Übel immer am Halſe und müßten immer doktern, würden Sie es nicht aufopfern? —

Hier war es ſehr kalt. Wir haben ſchon für 8 Thlr. Holz verbrannt. Ich bin auch der Wirthin ein Sümmchen ſchuldig; denn ich habe faſt Alles auslegen laſſen müſſen.

Recht herzlich habe ich mich über meinen kleinen Guſtav gefreut, ſagt er noch von ſeinem Ule!

Amalie und Louis und Eduard werden ſich wohl alle recht wohl befinden. Letzterem habe ich aus Nachläſſigkeit noch nicht geſchrieben.

In der Hoffnung, Sie werden bald, bald kommen, verharre ich mit froher Zuverſicht, und mit dem Wunſche, alle, die ſich meiner gern erinnern, zu grüßen, verbleibt

Ihr

Sie erwartender

Julius.

Der Vater, der zu Hauſe keine Beſſerung ſeines Leidens erfuhr, machte ſich nach Jena auf, um bei dem Hofrat Dr.

Starke sich einer Operation zu unterziehen. Er unterwarf sich mutig derselben und hatte die Freude, daß sie über alle Erwartung gut gelang. Neue Lebenskraft, neue Freude am Dasein überkam ihn.

Die Tage, die er noch in Jena unter der Obhut seines Arztes bleiben mußte, waren für ihn außerordentlich interessant, denn er konnte nicht nur das muntere Treiben der Studenten in der alten Musenstadt beobachten, sondern nahm auch zuweilen teil an ihren heiteren Zusammenkünften, wobei es u. a. vorkam, daß er, der Sprachgewandte, der selbst so gern fröhlich war, ihnen nach Art des Kapuziners in Wallensteins Lager ob ihres übermütigen Treibens eine wohlgereimte Predigt hielt.

Lebensmutig, zur Berufsarbeit neu gekräftigt, kehrte er nach Marieney zurück. Am Eingang des Dorfes verließ er seinen Wagen, um zu Fuß und ohne Aufsehen dem Schulhause zuzuwandern. Unerwartet trat er in die Stube, wo die Mutter in ihrer ersten Bestürzung nicht wußte, ob sie weinen oder lachen sollte. Die Kinder, Ludwig und Amalie, flogen auf ihn zu, der kleine Gustav streckte ihm die Händchen entgegen, und selbst Parvus, der Haushund, nahm an der allgemeinen Freude teil und schmiegte sich freundlich wedelnd an ihn.

Das Herz des Heimkehrenden war zu voll; er begab sich in die Oberstube, um dort allein zu sein und seinem Gott aus vollem Herzen zu danken. Am Abende aber ertönte zur freudigen Überraschung der Familie vor dem Schulhause das von der Jugend und der Gemeinde gesungene „Nun danket alle Gott". Der Herr Pastor Steinmüller, der Neffe und Nachfolger des uns aus den „Erinnerungen" bekannten, am 21. November 1813 verstorbenen Mag. Christoph Friedrich Steinmüller, hielt eine Ansprache, die mit einem Hoch auf den geliebten Lehrer endigte; er selbst aber trat an das geöffnete Fenster, um mit mächtiger Stimme den Versammelten zu danken. Seinem Sohn Eduard schrieb er den Vorgang und setzte hinzu: „Wie schön ist das Los eines Lehrers, der sich in die Herzen seiner Gemeinde eingegraben."

Diese Heimreise aus der Musenstadt an der Saale sowie die Ankunft und den Empfang in Marieney schildert der dies-

mal noch so glückliche Vater seinem Sohne Julius, bei dem er während des Aufenthaltes in Jena gewohnt, der ihn gepflegt und aufgeheitert hatte, in einem Briefe vom 1. März 1823, der als Beitrag zur Kulturgeschichte jener Zeit angesehen werden kann und deshalb sowie wegen seines sonstigen Inhalts doppelt wertvoll ist. Er lautet:

Herzlich geliebter Sohn.

Seit meiner frohen Abreise von Jena wird in Dir sehr oft der Wunsch erwacht seyn baldigst zu erfahren, wie ich nach Hause gekommen, wie ich zu Hause Mutter, Brüder und Schwester angetroffen und wie wir uns jetzt alle befinden. Wollte ich aber einen nicht blos leeren Brief schreiben, sondern zugleich meine in Jena gemachten Schulden wieder tilgen, so mußte ich bis heute warten, wo ich so glücklich bin Dir zur pünktlichen Abtragung derselben 6 Thlr. 7 gr. 6 Pf. und zwar 3 Thlr. 20 gr. in Kopfstücken an Herrn Giesecke, 1 Thlr. an Herrn N. n., 1 Thlr. für Dich und 11 gr. 6 Pf. in 2 Kopfstücken zu übersenden. Sollte Herr Giesecke das preußische Geld nicht annehmen können, so wirst Du bemüht seyn 20 Xr. dafür einzuwechseln; hier waren keine aufzutreiben. Statt der Interessen sende ich den Herren Gläubigern einen voigtländischen Habdank, der mehr sagt, als ein Jenaisches: „Empfehle mich Ihnen."

Nachdem ich meine Finanzangelegenheiten beschwichtigt habe, kehre ich wieder zurück auf den Postwagen und erzähle von dem Ort unseres Abschiedes an bis zu meiner Ankunft in Marieney.

Die launigen Ausbrüche meines so lange niedergedrückten Frohsinns, welche im Kreise des academischen Leichtsinns so reichlichen Stoff fanden, waren sofort verschwunden, als ich den Fürstl. Thurn und Taxischen Postwagen bestieg. War es die Erzählung des Postillons: daß er mit demselben Räderwerk vor einigen Wochen einen Studenten ins Exil auf die Leuchtenburg gefahren, oder waren es die derben Fürstl. Thurn und Taxischen Poststöße, die gleich römischen Sturmböcken bald mein Hintercastell bestürmten, bald die Seiten-

werke wie das Gebälke eines Bollwerkes ineinanderschoben, was alle meine Gesichtsmuskeln wie die eines Schlangenbeschwörers verzerrte: kurz, alle meine Heiterkeit war verflogen und ich würde, hätte ich zu mir selbst kommen können, recht traurig und niedergeschlagen worden seyn. Unter diesen Umständen pries ich Herrn Sch. auf der Leuchtenburg glücklich, daß er das Rädern überstanden und nun in guter Ruhe saß. Ich glaube ganz gewiß, daß derjenige, der zum Teuffel fährt, eine weit angenehmere Reise hat als ein armer Passagier, der von Jena nach Schleitz fährt. — Ein Glück für mich war es, daß die Post in Neustadt, wo wir Abends um neun Uhr anlangten, bis früh gegen sieben Uhr stille lag, da konnte ich doch ein wenig ausruhen. Am Sonntag Vormittag gegen zehn Uhr kam ich nach Schleitz. Hier erwartete mich schon Dietzels Fuhrwerk aus Ölsnitz, mit welchem ich Abends um sechs in Ölsnitz ankam. Am andern Tag zu Mittag ging ich zu Fuß von Ölsnitz nach Hause, meine Betten nahm ein hiesiger Bauer auf seinen Wagen.

Die Mutter, Amalie und Louis hatten sich schon die Augen matt gesehen und keine Kutsche beim Bart herein entdecken können. Die Hochzeitsgäste auf Herolds Hochzeit wollten mich mit Musik empfangen und begleiten. Niemand kannte mich zu Fuß, und so kam ich denn unerkannt zur Thüre hinein und in die Arme der Mutter. Thränen der Freude machten uns eine lange Zeit stumm. — Gustav war starr und steif, kein Wörtchen war ihm abzugewinnen. Endlich erkannte er mich doch wieder; nach einem langen Seufzer sprach er: „Vater wieder da!" Parvus kroch lange wie eine Otter unter meinen Beinen herum und endlich fing er an in die Höhe zu springen, daß er fast gar nicht zur Ruhe zu bringen war. — Nach den ersten Erzählungen ward ein guter Kaffee getrunken. Hierauf legte ich mich zur Ruhe. Die Oberstube war zu meinem Empfange geheizt. Nun kam Mann und Weib, Groß und Klein und bezeugten mir ihre Freude über meine glückliche Wiederkunft. Die größte Freude sollte mich aber Abends noch überraschen. So wie es Nacht ward, hörte ich im Bette

liegend Musik ankommen: jetzt kam der Ortsrichter Haueis und machte mir bekannt, der Herr Pfarrer sey mit der Gemeinde vor dem Hause versammelt, um mir ihre Freude über meine glückliche Genesung auszudrücken. So wie ich aus dem Bette sprang, um mich anzukleiden, erhob sich der Gesang: „Nun danket alle Gott!“ Ich wollte mit einstimmen; aber vor Freudenthränen konnte ich nicht. — Nach dem Schluß des Gesanges brachte der Herr Pfarrer ein dreimaliges Vivat, wo im letzten auch meine Frau und Kinder mit eingeschlossen waren. Zwischen jedem Vivat erfolgte ein Tusch der Musikanten und donnernde Pistolenschüsse. — Hierauf hielt ich eine kurze Rede, worüber die ganze Versammlung in ein lautes Schluchzen und Weinen ausbrach. — Allgemeine Theilnahme, allgemeine Freude und Liebe habe ich noch nie so schön beisammen gesehen. Nach dieser Feierlichkeit kam Jedermann auf die Stube, um mich zu sehen und zu sprechen; ich war so gerührt, daß ich mich vor Erschütterung zu Bett legen mußte.

Um mich zu erholen, habe ich die erste Woche, worum ich auch vielfältig gebeten ward, keine Schule gehalten; diese Woche aber habe ich das Werk des Herrn mit neuen Kräften und voller Thätigkeit wieder begonnen. —

Wollte ich Dir Alles ausführlich schreiben, so würde ich viel Papier und Zeit gebrauchen, ich verschiebe also das Meiste bis zur mündlichen Erzählung. . . . . .

Nun zum Schluß: Herrn Hofrath Starke versichere meinen unvergeßlichen Dank, ich werde mir nächstens die Freiheit nehmen und ihm meine Gefühle schriftlich ausdrücken.

Meinem verehrten Freund Wildenhain, dem Sängerchor des Schulmeisterleins (?), der Frau Vopelius, ja Herrn Schmidt und selbst meiner Hanna (wohl seine Krankenwärterin in der Klinik. Anm. des Herausgebers) sage viele, herzliche Grüße. Mein Bildniß nimm in Acht und bringe es mir zu Ostern mit. Gott sey mit Dir und mit Herrn Braun, er erhalte Euch gesund und einig, behüte Euch vor Schulden und Leichtsinn, vor Scandal und Hundehandel und bringe Euch glücklich aus den Krallen der Frau Jäkisch in

die Arme Eurer Aeltern. Dies wünscht unter herzlichen Grüßen Deiner Mutter und Geschwister vorzüglich

Dein

treuer Vater.

Die Reise nebst Operation, die sich nach kurzer Zeit als vergeblich herausstellen sollte, hatte die ohnehin magere Kasse des Vaters stark angegriffen, und doch sollten noch die Mittel für den studierenden Julius und den auf der Thomasschule befindlichen Eduard aufgebracht werden. Der nachfolgende Brief vom 5. April 1823 an den letztgenannten Sohn beweist uns die schlimme Lage:

Lieber Sohn,

In der Hoffnung, daß Du Dich gesund und wohl befinden mögest, übersende ich Dir die verlangten Pantelon, eine Weste und ein schwarzes Halstuch. Sowohl die Kürze der Zeit, als unsere Dürftigkeit ist daran Schuld, daß wir die große Summa Deiner Bedürfnisse nicht so schnell befriedigen können, als Du verlangst. Es ist mit uns soweit gekommen, daß wir unsere Kinder um Nachsicht, ich möchte beinahe sagen, um Mitleid anflehen müssen! —

Meine Krankheit kostet fünfzig baare Thaler. Um diese zu erschwingen, mußten wir nicht nur unsern Vorrath an Getreide, sondern auch ein Schweinchen, das wir für den Hausbedarf gemästet hatten, verkaufen. Demohngeachtet haben wir noch überall Schuldreste, die wir nach und nach abzutragen und zu erkargen gedenken.

Unter diesen Umständen kann es Dich nicht befremden, wenn ich Dich ermahne, mit dem neuen Frack bis Pfingsten zu warten. Mit dem Hut ist es nun vollends eine wunderbare Sache: denn erstens wissen wir nicht wie groß er seyn muß, zweitens wissen wir nicht, wie wir ihn nach Leipzig bringen, und drittens sehen wir uns unter einander an, wo wir Geld hernehmen sollen. Diese letztere Ursache ist es auch, weswegen wir Dir die restirenden 4 gr. laut des vorigen Briefes, und die 16 gr. für die Stiefel jetzt nicht beilegen

können. Der Schuhmacher wird schon so gütig sein und einige Wochen warten.

Dann bedenke nur, daß Dein Bruder Julius jetzt gleichsam auf Execution bei uns liegt und die Ausstattung auf das Sommersemester von uns verlangt und verlangen muß. Wo sollen wir Alles erschwingen? Das herangezogene Öchslein, wofür man uns höchstens neun Thaler geben will, reicht nicht die Hälfte hin; womit sollen wir nur das Deficit decken? Erwäge Alles dieses und Dein Innerstes wird es Dir selbst sagen, wird Dich ermahnen und ermuntern, wozu ich Dich etwa ermahnen und ermuntern könnte.

Wenn uns Gott nur Leben und Gesundheit schenkt, so hoffen wir durch gute Wirthschaft die Schulden wieder zu tilgen, die uns jetzt drücken, und Gott wird mit Rath und That helfen, daß wir Das erschwingen, was Julius und Du verlangen — — —

Künftige Woche fährt der Wohlbacher Wirth, dann soll Deine Wäsche mitkommen, dann will ich Dir auch alle Neuigkeiten . . . schreiben.

Julius will morgen früh noch schreiben, jetzt ist er schon zu Bette. Herzliche Grüße von Deiner Mutter, Amalie und Louis; Gustav kann schon alles sprechen, er giebt dem Juli derbe Schellen.

Gott erhalte Dich gesund, stärke Dich mit Mut und Geduld und erhalte Dich auf guten Wegen. Dieses ist der tägliche Wunsch

Deines

treuen Vaters.

N. S. In Deinem Briefe vom 15. März verlangtest Du: Deine Sachen sollten alle am 10. May in Leipzig seyn; das war doch wohl ein error in calculo?

Am 21. Mai 1823 schreibt der Vater wieder an den mittlerweile nach Jena zurückgekehrten Julius:

Geliebter Sohn,

Möge Dich der Empfang dieses Briefes in eine bessere fichtigere Stimmung versetzen, als diejenige gewesen

ist, in welcher Du Deinen Brief vom 15. h. m. geschrieben hast. (Dieser Brief ist nicht mehr vorhanden. Anm. des Herausgebers.) Zwar hatte ich schon vor acht Tagen recht sehnlich auf einen Brief von Dir aufgesehen; als aber der ersehnte am 1. Pfingstfeiertag Nachmittags ankam, versetzte er mich in eine sehr mißmuthige Stimmung. Das einzige, worüber ich mich wunderte, war, daß er erst am 15n May geschrieben und am 18n schon in meinen Händen war.

Mehr als 2 Thlr. 16 gr., die anbei mitfolgen, können wir vorjetzt nicht aufbringen.

Wir haben auch Pfingsten das Öchslein schlachten lassen, daraus haben wir gelöset, was wir an Wolle schuldig waren, und haben auch sonst noch kleine Reste damit abgetragen; Renzen aber bleiben wir die 6 Thlr. noch schuldig. Der Himmel wird auch dazu Rath schaffen.

An Eduard haben wir auf Pfingsten einen Frack schicken müssen, er hatte dazu ein Muster hergeschickt und Meister Fritsche hat ihn recht gut darnach verfertigt. Er hat versprochen, bald an Dich zu schreiben, er ist Obersecundaner und thut sich darauf was zu gut.

Nun weiter: Deinen Brief an Luden übergieb und erwarte ruhig den Erfolg. Herrn Dr. Hand danke recht sehr für seine gütigen Bemühungen.

Wenn Du einmal über Deine Imploration bey Dr. Walch recht herzlich lachen kannst, dann ist es gut.

Merke Dir eben die Regel: Schiebe keine wichtige Sache auf einen andern Tag, und wenn Du zu einem bedeutenden Manne gehst, so überlege vorher genau: wie Du Dein Anliegen vortragen willst. Am meisten sind mir die Worte in Deinem Briefe aufgefallen: „Die schönen Frühlingstage wehen um mich; ich aber kann mich nicht freuen. Ich weiß auch nicht, wie sich noch Alles wenden wird! — Ich bin sehr betrübt. — Bei Herrn Hofrath Starke war ich u. s. w." Hast Du diese Worte in Beziehung auf meine Gesundheitsumstände geschrieben? Warum hast Du mir nicht auch geschrieben, was Herr Dr. Starke davon urtheilt? So trocken, so kurz, so abgebrochen hast Du über nichts geschrieben, als über meine

Angelegenheit. — Seit gestern reibe ich die Salbe ein, morgen fange ich mit dem Kräutertranke an. Spatzierengehen kann ich nicht; denn es sticht und brennt mich dann, wenn ich auch nur einen sehr kurzen Weg mache. Übrigens werde ich durch sorgsame Diät und den Gebrauch der Mittel bald erproben, ob etwas hilft. Innerlich fehlt mir gar nichts. — Herrn Dr. Starke sage gelegentlich viele Verbindlichkeiten von mir. Schreibe mir ja bald wieder, aber nicht so unbestimmt, so doppelsinnig und trocken, wie in Deinem letzten Brief. Diesen Brief nimmt der stud. litt. Ittner aus Saalig mit nach Plauen, und Herr Ploß, der noch in Plauen auf Execution liegt, wird ihn an Dich überbringen. Soeben kommt Ittner und ich muß schließen.

Amalie war recht froh, als sie ihr 2 gr. Stück noch hatte; sie sagte: Das ist eins, das wieder kommt, das wollen wir recht oft ausgeben. Sie schickt es Dir hiermit und wünscht, daß es alle Tage nur einmal wieder in Deine Hände kommen möge. So lebe denn stets gesund und wohl! Herr Pastor, Mutter, Amalie und Gustav und Louis grüßen Dich herzlich, und ich verbleibe

Dein

treuer Vater.

Wie wir aus diesem Briefe ersehen, trat das alte Leiden des Vaters wieder auf, und aus dem eben mitgeteilten Briefe können wir vermuten, daß Julius von dem Hofrat Dr. Starke mehr wußte, als der Vater ahnte.

Aus dieser Zeit ist uns noch ein Brief des Vaters an seinen Sohn vom 5. Juli 1823 erhalten, der letzte, den er einige Wochen vor seinem Tode ihm geschrieben und in dem er zuerst klagt, daß die Vorschriften des Hrn. Hofrat Starke alle zu spät kamen. Dann fährt er fort:

Die Mutter thut Wunder in der Pflegung und Wartung.

Solltest Du nicht verkommen können, so schreibe es,. denn soviel Aufwand mein Übel verursacht, so muß doch zu ein paar Thaler für Dich Rath werden. Wenn ich nur wieder geheilt seyn werde, dann wird alles wieder besser gehen. Innerlich fehlt

mir nichts. Mein Leiden trage ich mit Geduld und baue auf die Hülfe des Allmächtigen. Laß Du nur auch den Muth nicht sinken und erhalte Dich immer bei heiterem Geiste.

Dein

leidender Vater.

Die im Schreiben ausgesprochene Hoffnung auf Besserung wurde nicht erfüllt. Es wurde mit dem Vater täglich schlimmer, besonders, seit ein ungeschickter Chirurg aus der Nachbarschaft durch einen nur allzukühnen operativen Eingriff zu helfen versucht hatte. Julius, der von dem drohenden Unglück benachrichtigt worden war, eilte abermals zu dem Hofrat Dr. Starke, der die erste Operation glücklich ausgeführt hatte, erhielt aber von demselben, als dieser alles erfahren hatte, die Antwort: „Ach, Ihr armer, guter Vater ist nun verloren." Eduard Mosen empfing die Mitteilung von des Vaters Zustand durch seinen Onkel August, Lehrer in Arnoldsgrün. Er reiste sofort mit Genehmigung seines Rektors Rost, der ja auch den Vater gut kannte, nach Hause und fand die Lage schlimmer als er gedacht.

Der sonst so rüstige Mann war zur Leidensgestalt geworden; er bedurfte unausgesetzt der nie ermüdenden Pflege der Gattin, auf der seine dankbaren und freundlichen Blicke ruhten. Als der tieferschütterte Sohn sich seinem Lager näherte, bemühte sich der Vater, ihn zu trösten und suchte durch Scherzworte die Bitterkeit seines Elends hinwegzuleugnen.

Dies war Ende Juli 1823. Eduard verwaltete sofort den ganzen Dienst des leidenden Lehrers, hielt Schule und Kirche, und so konnte wohl im Vater der Wunsch entstehen, wenn er auf die noch unversorgten Kinder blickte, der Sohn möchte sein Nachfolger im Schulamte werden. Diesen letzten Wunsch des Sterbenden konnte Eduard nicht erfüllen; er weigerte sich bestimmt, das Studium der Theologie, das er mit Gottes und guter Menschen Hülfe zu Ende zu führen hoffte, aufzugeben, linderte aber den Kummer, den diese Erklärung dem Vater verursachte, durch das heilige Versprechen, den Verlassenen jeder Zeit eine treue Stütze sein zu wollen.

Am 18. August 1823 endete der Tod das Leben des noch nicht fünf und vierzig Jahre alten Lehrers. Das Sterberegister von Marienei, Jahrgang 1823 des Kirchenbuches, giebt unter No. 19 an: „Johann Gottlob M. h. l., treuverdienter Schulmeister allhier, am 18. August 1823, abends 9 Uhr in einem Alter von 44 Jahren 9 Monaten gestorben und am 21. ejsd. mit einer Rede allhier beerdigt. Er hinterließ eine Frau mit 5 Kindern."

Am Vormittage des 18. August hatte er noch liebreich mit den Seinen gesprochen, doch wurde sein Blick immer gebrochener, sein Antlitz fahler. Bis zum letzten Augenblick blieb er bei Bewußtsein. Eduard war allein bei ihm in der Sterbestunde, weil er wußte, daß das Weinen der Umstehenden dem Verscheidenden den Tod erschwert. Um neun Uhr war der letzte Kampf vollendet; vom Schmerze gebrochen kniete der Sohn am Bette des Entschlafenen nieder, im Gebete Trost suchend. Dann versammelten sich Mutter und Kinder um des Geliebten Lager; nur Julius fehlte, dem jedoch die Nachricht von dem herannahenden Ende kurz vorher zugegangen war.

Am Abende des nächsten Tages saß die ihres Hauptes beraubte Familie wieder zusammen in der kleinen Stube. Da stieg eine Gestalt über die Gottesackermauer, kam durch den Garten auf das Haus zu und ging hinauf in die Oberstube, wo der Tote lag. Es war Julius. Erst wollte er dem geliebten Vater ins Angesicht sehen, dann kam er still und gebrochen zu den Seinen herab. Er sprach kein Wort; weinend legte die Mutter ihr Haupt an seine Brust.

Das Begräbnis fand am 21. August statt. Kurz vorher versuchte Eduard, dem kleinen Gustav den Vater zu zeigen, damit sich das Kind die Züge des geliebten Toten einpräge, doch dasselbe wandte sich laut aufschreiend ab.

Um zwei Uhr versammelte sich die Gemeinde in tiefster Trauer am Schulhause. Der Kirchenchor aus Schöneck sowie eine große Anzahl Lehrer aus Stadt und Land, darunter der Rektor und Konrektor aus Plauen, gaben dem braven Schulmann das letzte Geleite. Als die Glocken vom alten Turm zu läuten anfingen,

und die Träger den Sarg auf ihre Schultern hoben, kam ein unnennbares Weh über die verwaiſte Familie. Bis dahin hatte Julius ſeinen Schmerz bezwungen; als man aber den toten Vater, ſeinen beſten Freund und Berater, forttrug, war er ſeiner nicht mehr Herr. Er ſtürzte nieder, griff krampfhaft in die Dielen und rief laut weinend: „Mein Vater, mein Vater!“ Paſtor Steinmüller, häufig unterbrochen vom Schluchzen der Gemeinde, oft vom eigenen Schmerze übermannt, hielt die Grabrede.

Die Ruheſtätte des treuverdienten Lehrers befindet ſich neben der Kirche, urſprünglich neben dem Grabe der kleinen vom Vater ſo geliebten Natalie und iſt kenntlich an einem noch heute ſtehenden Birnbaum, den Paſtor Steinmüller darauf gepflanzt.

Julius, dem die Herbſtferien den Aufenthalt in der Heimat erlaubten, und Eduard vertraten noch einige Zeit die Stelle ihres verſtorbenen Vaters. Es war für beide das letzte Mal, daß das teure Vaterhaus und der liebe Heimatsort ſie beherbergten. Eine hübſche Erinnerung an dieſe Zeit erzählt der in Frankenberg lebende emeritierte Lehrer A. Windiſch, ein aus Marieney ſtammender Schüler des alten Plauenſchen Lyceums, der ſich einen bekannten Namen durch ſeine Dichtungen geſchaffen: „Es ſei mir vergönnt, einer Strafe zu gedenken, die mir Julius Moſen anthat. Er ſah zufällig mein abgelegtes, altes Schreibebuch, worin ich mit bunten Farben allerlei Tiere des Waldes, vom Hirſch an bis zur Krähe, abzubilden mich unterfangen hatte. Julius Moſen flüſterte den erſten Knaben etwas zu und hieß mich mit meinem Buche, das ich öffnen mußte, an die Thüre ſtellen. Dann kommandirte er: „Los!“ „„Puff!““ ertönte es auf der erſten Bank. „Wend' um!“ „„Puff!““ erklang's wieder, und ſo wurden alle zwanzig Seiten abgeſchoſſen, worauf ich mich, verlacht und niedergeſchlagen, wieder ſetzen durfte.“

Damals war es auch, daß in Julius, als er die Mutter mit dem noch nicht zwei Jahre alten Brüderlein Guſtav auf dem Arm trauernd um den Ernährer im Garten des Schulhauſes ſtehen ſah, das Gedicht entſtand, welches, „die junge Mutter“ überſchrieben, eines der wenigen Jugendgedichte iſt, die in ſeinen Werken Aufnahme gefunden haben. Es lautet:

Im hellen Blumengarten
Eine fromme Mutter ſtand,
Ihr herzig Kind zu warten,
Sie wiegt' es mit der Hand.

Die Blütenzweige fächeln,
Der Knabe regt ſich kaum,
Er blickt mit ſüßem Lächeln
Zum blauen Himmelsraum.

Die gold'nen Löckchen wehen
Ihm um das Haupt zumal,
Was mag das Kindlein ſehen
Im großen Himmelsſaal?

Es ſtrecket mit Verlangen
Die zarten Arme aus,
Den Vater zu erlangen
Dort oben im hellen Haus.

Die Englein alle erſcheinen,
Sie bringen ſel'gen Gruß;
Wie kommt es, daß ich weinen,
So herzlich weinen muß?

Julius kehrte nach Jena zurück, wo Profeſſor Hand ihn nun ganz in ſein Haus aufnahm; die Mutter verzog nach ihrem Geburtsorte Ölsnitz i. V. Für die beiden älteſten Söhne eröffneten ſich wenig hoffnungsvolle Ausſichten. So ſchmerzlich aber auch der Tod des Vaters für ſie war, ſo entſcheidend wirkte er auf die Charaktere der genannten Söhne, beſonders des älteſten, ein. Jener ſentimentale Zug, den wir in Moſens Jugendgedichten bemerken, jene Unklarheit, die in ſeinen Erſtlingserzeugniſſen kaum den zukünftigen Lyriker Deutſchlands ahnen läßt, weicht, und ein energiſches Streben, ſeine individuelle Anlage künſtleriſch, poetiſch wiederzugeben, ein gewaltiges, kein Hindernis fürchtendes Ringen nach vorwärts läßt ſich an ihm bemerken.

Ein Brief des Dichters aus Jena an ſeine Mutter, geſchrieben am Ende des für beide ſo ſchmerzensreichen Jahres,

ist uns erhalten geblieben. Derselbe verdient ein klassisches Schriftstück genannt zu werden, sowohl wegen des darin mit wenigen Strichen lebensvoll und lebenswahr geschilderten Neujahrsmorgens im Elternhause, als auch wegen der kindlich edlen Gesinnung des Sohnes, der es unternimmt, die trauernde Mutter zu trösten:

Jena, den 21. Dec. 1823.

Theuerste Mutter,

— — Die Weihnachtsfeiertage sind da, wo sich alle Herzen, jegliches Gemüth erfreut — o, wenn ich mich auch so freuen könnte — das glaubte ich nicht vor einem Jahre, daß ich diese Feiertage nun eine Waise sey — daß alle meine Geschwister traurig dastünden ohne Vater. Wie es wohl über das Jahr aussehen wird? Ich hoffe zu unserem Gott, besser, als diesesmal. Wenn das Leiden am höchsten wird, da ist ja der Trost am nächsten! —

Wenn nun der Neujahrstag kommt, wo sich Alles freut, und glückwünschend zu einander kommt, wo auch Sie vom seeligen Vater Morgens früh beim Kaffee, bei einem Stückchen aufgesparten Stollen seinen Glückwunsch empfingen, wie war Alles so froh. Neun Uhr rückte heran — es schlug zusammen, mit welchem gerührten Herzen gingen Sie da in die Kirche, wo der Ton der Orgel und der fromme Gesang des Vaters Sie empfing — wie schauten Sie so dankbar auf zu Gott! Und sollten Sie dies jetzt auch nicht können? Sollten Sie nicht um so liebender und frommer zum Himmel aufschauen, da der seelige Vater oben beym ewigen Vater steht! Da er nun selbst, der ewige Gott, der Wittwen und Waisen ewiger Vater seyn will? Und sollte er uns verderben lassen? O, nein! nein! Er schaut herab mit ewiger Huld und in ewiger Erbarmung. Und sahen wir nicht auch in dem endlichen Tode unseres guten Vaters seine Güte, indem er ihn losband von allen Schmerzen! Daher wünsche ich am Neujahrstage weiter nichts: als Seelenfrieden — und jene fromme Heiterkeit des Herzens in unserem Gott. — Grüßen Sie mir alle Bekannte, Ihren Vetter Eniglein und Frau Muhme, unsere gute, gefühlvolle! Großmutter, und Alle, die mich lieb

haben, meinen kleinen Guſtav, Amalie, Louis! Mit herzlichem Gruße grüßt Sie

Ihr

treuer Sohn

Julius.

Zu der eigentümlichen Art der Anrede iſt zu bemerken, daß noch heute im Vogtlande die Sitte zu finden iſt, daß die Kinder „Sie“ zu ihren Eltern ſagen. Über dieſen uns vorliegenden Fall erzählt Guſtav Moſen in den „Erinnerungen an meinen Bruder Julius“: Bei dieſem letzten Ferienaufenthalte war es auch, wo Julius den Kampf gegen eine gute alte Sitte aufnahm, wie die Einen ſagen, oder gegen eine widerwärtige, den Franzoſen nachgeahmte Unſitte, wie er ſelbſt behauptete. Es war damals Gebrauch, daß in den Ständen, die auf Bildung Anſpruch machten, die Kinder ihre Eltern und ihre älteren Verwandten „Sie“ nannten, während bei den Bauern die Kinder „Ihr“ ſagten. Da ſtellte nun Julius der Mutter vor, wie widerſinnig das ſei, denn wenn die Kinder „Sie“ zur Mutter ſagten, ſo klänge das, als wäre die Mutter ihnen eine Fremde; wir aber müßten jetzt nach des Vaters Tode uns in herzlicher Liebe um ſo enger aneinander ſchließen; ſie ſollte alſo von ihren Kindern ſich lieber „Du“ nennen laſſen. Die Mutter wollte davon nichts wiſſen, denn ſie meinte, die Verwandten und Bekannten würden das ſo auffaſſen, als ob die Kinder ihr nun nach des Vaters Tode die ſchuldige Achtung verweigerten. Darauf ſagte er, wenn das ein Zeichen von Ehrfurcht wäre, daß man Jemanden „Sie“ nennt, ſo müßten wir Gott vor allen „Sie“ nennen, und um zu zeigen, wie das klingen würde, ſprach er ihr das Vaterunſer vor: Vater unſer, der Sie ſind im Himmel, geheiliget werde Ihr Name u. ſ. w., bis die Mutter ausrief: „Höre auf, das iſt gefrevelt!“ Damit hatte er gewonnen Spiel, denn er konnte ihr nun nachweiſen, daß die Kinder alſo freveln würden, wenn ſie ihre Eltern durch die Anrede „Sie“ als Fremde bezeichneten, und die Eltern noch mehr, wenn ſie höhere Ehrfurcht beanſpruchten als Gott. Die Mutter war überzeugt und verlangte nun ſelbſt von allen ihren Kindern „Du“ genannt zu werden; ich habe

es gleich von vornherein nicht anders gelernt; nur mein zweiter Bruder, der damals auf der Thomasschule in Leipzig war, konnte sich noch lange nicht an das „Du" gewöhnen. Die Mutter aber hat später den Verwandten gegenüber, die sich über diese Neuerung wunderten, mit solchem Erfolg die Gründe geltend gemacht, die ihr Julius vorgeführt hatte, daß auch in deren Familien das „Du" bald allgemein üblich wurde.

Am 6. Februar 1824 schreibt Julius wieder an seine Mutter, diesmal das vertrauliche Du gebrauchend, einen Brief, der uns einen Blick in die beginnende dichterische Thätigkeit des jungen Vogtländers thun läßt. Das Schreiben lautet:

Liebe Mutter,

Deinen werthen Brief vom 31sten Jan. (aufgegeben den 3ten Februar) habe ich heute den 6ten Febr. empfangen. Warum ich aber nicht eher geschrieben, das sind folgende Gründe: warum?

1) kosten die Briefe Dir, beste Mutter, immer viel Porto und habe ich nun nichts Wichtiges zu schreiben, so laß ich es aus dem Grunde seyn.
2) Bekam ich erst vor einigen Wochen meinen Koffer mit Deinem werthen Brief — und konnte also nicht wissen, was Du auf meinen Brief antworten wolltest.
3) hatte ich auch sehr wenig Zeit.

Allein, da Du meinetwegen in Sorge stehest, so mag Porto und Alles fliegen, wohin es will; denn eine Sorge kann man nicht schnell genug abkürzen. Aber so wie ich immer nur gern Etwas schreibe, was Dich aufheitern könnte, so auch jetzt.

Am verwichenen 18ten Januar feierte Seine königliche Hoheit der Großherzog von Weimar Karl August als Rector magnificentissimus der Universität Jena sein fünfzigjähriges Regierungs-Jubiläum. Herr Prof. Hand ist, wie Du wissen wirst, Prinzenerzieher in Weimar. Durch diesen ließ ich beyliegendes Gedicht überreichen. (Dies Gedicht ist leider bis jetzt noch nicht wieder aufgefunden worden. Anm. des Herausgebers.) Soviel ich weiß, war der ganze Hofstaat

davon entzückt — wie ich dazu gekommen bin, das weiß der liebe Gott. Es war ein Sonnabend, wo Prorector und Decane der Universität und die Studentendeputation in Weimar gratulirte und mein Gedicht überreicht wurde. Am 19ten als den Sonntag war große Tafel. Im Abschiedszimmer wurde ich von Herrn Professor Hand dem Hofstaat vorgestellt; erst dem Präsidenten Motz und Sr. Excellenz dem Canzler, welcher mir im Namen des Großherzogs dankte, und mir in dessen Namen versicherte, der Großherzog würde meiner eingedenk seyn! Herr Prof. Hand meinte beym Nachhausegang: mein Glück wäre nolens volens gemacht. Zwar ist jetzt für den Augenblick noch nichts erfolgt — aber so was bleibt nicht außen, und wenn ich mich einmal in Weimar an der Regierung anstellen lasse — so ist und wäre mein Glück allerdings gemacht. Doch das Papier wird enge. Daher viele herzliche Grüße an alle Verwandte: Herrn Vetter Eniglein, Frau Großmutter, Vetter M. (dem ich zum neuen Hause gratulire), Louis mit dem Vetter in Arnoldsgrün, Frau Muhme in Ölsnitz, sowie Frau Muhme in Plauen, Schwester Amalie, die schon recht hübsch schreiben kann, meinem kleinen Gustav, allen getreuen Nachbarn und desgleichen

Dein

treuer Sohn

Julius Mosen.

Die Adresse des vorstehenden Briefes lautet:

Frauen Sophia Eniglein verwittwete Mosen

in Ölsnitz bey Herrn Gottlob Eniglein, Tuchmachermeister.

Zu diesem Brief ist erklärend hinzuzusetzen, daß der damalige Kanzler der Universität Jena nicht Göthe, der sich allerdings sehr belobigend über das fragliche Gedicht Julius Mosens ausgesprochen haben soll, gewesen ist, sondern Fr. von Müller, der seit 1815 an die Spitze der Justiz in Weimar getreten war. Derselbe, sehr mit Göthe befreundet, starb 1849.

Die von Julius Mosen der Mutter erzählte Jubiläumsfeier findet auch Erwähnung in der „Geschichte des Jenaischen Studentenlebens" von dem um die Götheforschung so verdienten Robert Keil, wo es Seite 521 heißt:

.... „so trat doch bei Angelegenheiten, die das allgemeine Studenteninteresse berührten, stets Einigung der verschiedenen Parteien ein. Dies geschah .... namentlich bei Gelegenheit des am 18. Januar 1824 gefeierten fünfzigjährigen Jubelfestes des Großherzogs Karl August von Weimar in seiner Eigenschaft als Rector Magnificentissimus der Universität, bei welchem die Studentenschaft durch zwei Abgeordnete, die dem hohen Jubilar ein lateinisches und ein deutsches Gedicht überreichten, sich vertreten ließ."

Der Dank des Großherzogs für das vom Studenten Mosen überreichte Gedicht blieb nicht lange aus. Wir erfahren dies aus einem Brief vom 10. März 1824, den Julius an seine Mutter nach Ölsnitz schrieb, wobei wir wohl kaum uns eines Gefühls des Schmerzes erwehren können, wenn wir daran denken, daß all diese Freude am Sohne der verstorbene Vater nicht mehr erleben konnte. Der Brief lautet:

Theuerste Mutter,

O, wie danke ich meinem Gott, daß ich, so oft ich Dir bisher schrieb, auch etwas Fröhliches melden konnte. Du wirst wohl von Plauen aus das Gedicht, welches ich dem Großherzog von Weimar zu seinem Rectoratsjubiläum überreichen ließ, erhalten haben — sammt meinem Briefe. Dafür hat mir vor acht Tagen Seine Königliche Hoheit 6, sage sechs Louisdor übersendet, nach hiesigem Geld 35 Thlr. und 12 gr. Sonach bin ich auch auf das künftige Halbjahr versorgt und aufgehoben.

Gott hat bis jetzt mich väterlich bedacht — er wird es auch ferner thun. Und auch für Dich, meine theuerste Mutter, wird er immer bedacht seyn, und auch für meine unerzogenen Geschwister. Hat er mir so große, edle Herzen erweckt, sollte er es nicht auch meinen Geschwistern thun?

Der Großherzog hat mir durch Herrn Präsidenten Motz sagen lassen, daß er auch künftighin meiner gedenken wolle — und so wird ferner mich Gott tragen in seiner Vaterhand.

So sorgt er für uns, wenn wir uns am meisten verlassen glauben.

Was macht mein Gustav? Ich werde ihn wohl nicht auf Ostern sehen, ich werde hier bleiben und studiren. Dann machte ich Dir auch Ungelegenheiten, nicht minder dem ganzen Hause. Du weißt ja, daß ich etwas stolz bin, wie leicht nimmt man Dir Etwas Deines Sohnes halber übel. Hier habe ich es übrigens so gut, daß ich mir es vor der Hand nicht besser wünschen könnte. Herr Professor Hand hat mich lieb, und ich ihn nicht minder, da ich ihm ja Alles verdanke. Was macht Amalie? Louis? Befindest Du Dich sammt der Großmutter recht wohl? Schreibe mir recht bald. Grüße mir meine Geschwister, Herrn Vetter Eniglein, den Herrn Vetter in seinem neuen Hause, und den in Arnoldsgrün im alten Hause, nebst allen Muhmen. Sollte Herr Pastor Steinmüller einmal nach Ölsnitz kommen, so sage Ihm, wie ich mich wohl befinde. Grüße mir auch dessen Frau Gemahlin und Schwiegermama. So leb' denn wohl, liebe Mutter. Dies wünscht Dein

Schreib' bald!! treuer Sohn

Jul. Mosen
d. Rte. Besl.

Die Erträgnisse seiner nicht unbedeutenden litterarischen Thätigkeit und die Hülfe seines Freundes Dr. August Kluge, der im Begriffe war, eine Studienreise nach Egypten zu unternehmen, ermöglichten es Julius Mosen, am Anfange des Jahres 1824 eine Reise nach Italien, dem Lande seiner Sehnsucht, zu machen.

Aus dieser Zeit haben wir noch einen Brief, den der frische, auf froher Fahrt begriffene Bruder Studio an seine Mutter schreibt. Derselbe ist vom 31. Mai 1825 und in Eger geschrieben. Er lautet:

Geliebte Mutter,

Zürne nicht, daß ich Dir so lange nicht geschrieben habe. Der Grund war einzig dieser: daß ich noch einmal auf meiner Reise hart an der Heimat vorbeistreifen mußte. Denn da Herr Dr. Kluge noch seine Freunde und Bekannten in der Meißner Gegend zu sprechen hatte, so reisten wir von Jena

aus nach Leipzig. Daselbst ließ ich mich immatriculiren. Auch sprach ich meinen Bruder Eduard, von dem ich auch gern Abschied zu nehmen wünschte. Und so geschah es, daß wir gerade in einem Zirkel herumgingen.

Das kommt aber vermuthlich daher, weil die Erde rund ist; denn würde man z. B. auf einer Kugel — und die Erde ist bekanntlich auch eine — herumgehen wollen, so würde man nicht gerade aus gehen können, sondern immer in einer Schneckenlinie. So wird es kommen, daß ich aller drei Wochen nur einige Meilen von Hause entfernt seyn werde und — wenn ich anders will — alle acht Tage Sonntags ein frisches Hemde in Ölsnitz bey Dir anziehen könnte. Daher laß Dir nur nicht einfallen, daß ich so weit von Dir entfernt seyn werde. Doch nugae absint; das heißt zu teutsch! also ist es — oder — Spaß bey Seite!

Von Leipzig aus gingen wir über Oschatz, Meißen, Dresden, Töplitz, Karlsbad bis Eger, von wo aus ich Dir schreibe. Unsere weitere Reise geht nun nach München — Genf, und durch die Schweiz weiter bis über die Grenze Italiens. Von München aus werde ich Dir wieder schreiben. In vier Wochen werden wir in Genf eintreffen. Willst Du an mich schreiben, was mir herzlich lieb wäre, so würde mich Dein lieber Brief hoffentlich da treffen unter der Adresse: à Monsieur J. M. poste restante à Genève.

Auf der Reise habe ich schon so manches Herrliche gesehen, so daß ich nur jedesmal herzlich gewünscht habe, Du und meine Angehörigen wäret zugegen, daß ich Euch gleich Alles erzählen könnte. Vorzüglich war mir Dresden merkwürdig. Rings um die Stadt ist die Gegend wie ein Paradies. Die breite Elbe zieht meilenlang zwischen Weinbergen, fruchtbaren Wiesen und Gärten und schönen Schlössern und Dörfern. Der Fluß selbst wird von Schiffen nicht leer. In der Stadt selbst ist vor allen Dingen das grüne Gewölbe ganz herrlich, die Bildergallerie und beynahe Alles, was nur zu sehen ist. In dem grünen Gewölbe thut sich Alles auf wie in einem Zaubergarten — Gold — Perlen — Edelsteine — köstliche Sachen aus Elfenbein — ellenhohe Spiegel giebt es an allen

Ecken und Enden. Das flunkert und flimmert — ja beynahe noch mehr wie im Schönecker Jahrmarkt. Doch genug hiervon. In Betreff meiner kann ich Dir nur sagen, daß ich mich recht wohl, heiter und gesund befinde. Mein Freund und Reisegefährte Dr. Kluge ist ein herrlicher Mann. Sein Herz schlägt mir brüderlich entgegen. Wir sind so recht eins an Leib und Seele. Was der eine trägt, trägt der Andere. Wenn sich der eine freut, freut sich der Andere mit. Übrigens lebe ich wie ein Fürst. Er läßt Dich herzlich grüßen, sowie alle meine Geschwister. Du wirst vermuthlich schon von Leipzig aus durch Eduard den Kattun zu einem Kleide empfangen haben. Ich hatte keine Zeit einzukaufen und ließ ihm daher Geld zurück. Amalien schicke ich ein Paar Schuhe. Dir schicke ich die Karte von Böhmen. Den Weg habe ich mit einem Tintenstrich angegeben. Nächstens nun das Weitere! Lebe unterdessen recht herzlich wohl, grüße mir herzlich Schwester Amalie, Louis und Gustav, sowie alle Verwandten und Freunde. Dein

treuer Sohn
Julius.

Fast zwei Jahre hielt sich Julius Mosen in Italien auf. Glücklicherweise hatte er vom seligen Vater die Liebhaberei und Anlage zum Zeichnen und Malen geerbt, und sein Tagebuch, das er im Süden geführt, und das später sein Bruder Gustav eingesehen, enthielt, wie dieser berichtet, „eine Fülle von Zeichnungen von Landschaften, Gebäuden, Denkmälern, Portraits von Personen, sogar Nachbildungen von Gemälden aus Kirchen und Gallerien." „Als ich ein Knabe war", fährt Gustav Mosen fort, „gab er mir es öfters zum Ansehen und Durchblättern, später aber war es verschwunden, und aus den Antworten, die mir mein Bruder gab, als ich darnach fragte, schloß ich, daß er es vernichtet habe." Das Letztere ist glücklicherweise nicht der Fall. Die Tagebücher aus Italien nebst einer am 8. Mai 1826 begonnenen und leider nicht vollendeten Reisebeschreibung sind nicht verloren, sondern finden sich im Besitze des Herrn Dr. Reinhard Mosen in Oldenburg.

Als Mosen in Italien eines Tages vor dem Grabe des Virgil stand, den er einst so wacker in Plauen traktieren mußte, trat vor ihn das Bild seines Paten und ehemaligen Rektors Wimmer. Er brach einen Zweig und schickte ihn durch die Post mit feurigen Worten, aber, wie bei den damaligen Postverhältnissen üblich, unfrankiert. Der Adressat empfing diese seltene Gabe mit Entzücken und zeigte sie seinen Primanern, indem er mit lobenden Worten des vor einigen Jahren von der Schule geschiedenen Julius Mosen gedachte. Zum Unglück hatte er den Briefumschlag auf seinem Studiertische liegen lassen. Seine sparsame Ehehälfte fand ihn und sah mit Entsetzen, daß das Porto 1 Thaler 12 Neugroschen betragen hatte. Dann empfing sie den heimkehrenden, stillbeglückten Gelehrten mit den geflügelten Worten: „Der excentrische Mosen nimmt Dir soviel Geld ab; für zwei Pfennige bekomme ich eine ganze Hand voll Lorbeerblätter." Der Absender, der die Sache später erfuhr, wurde stets sehr heiter, wenn die Rede darauf kam.

Die Rückkehr aus Italien erzählt Gustav Mosen folgendermaßen: „Unterdeß war ich fünf Jahr geworden. Einst war ich mit meinen Kameraden in Ölsnitz i/V. beschäftigt, eine tote Maus an der Stadtmauer zu begraben, welche von unserer Wohnung nur durch einen Fußweg getrennt war. Auf diesem Wege kam längs der Mauer ein junger, vornehmer Herr herauf. Als er bei uns angekommen war, sah er mich an und sagte: „Gustav." Sofort erkannte ich ihn wieder, sprang an seine Hand und führte ihn triumphierend in unsere Wohnung: „Julius war wieder da!"

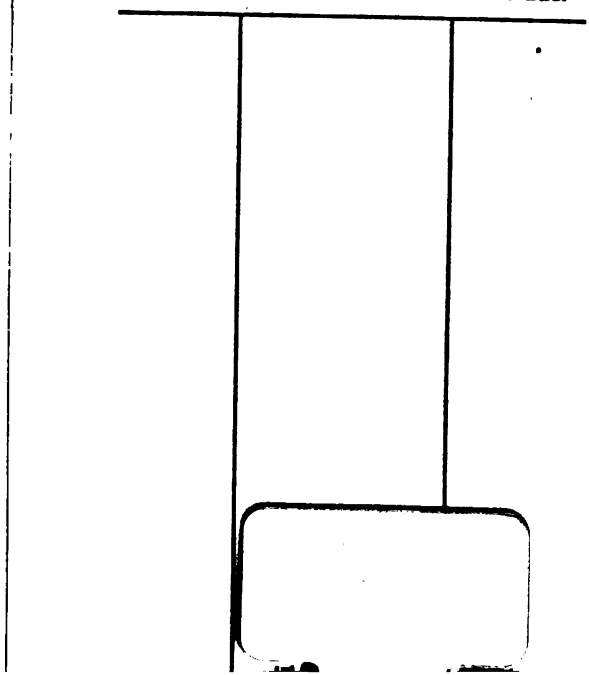
Sein bald sich verbreitender Ruhm führte den Dichter zuletzt nach Oldenburg; der Name Julius Mosen war bekannt in Deutschland, außerhalb seiner Grenzen, über dem Ozean. Dichter fremder Nationen suchten seine herrlichen Lieder in ihrer Zunge nachzuahmen. Trotzdem vergaß der zu hohen Ehren und wohlverdientem Ruhme gelangte vogtländische Schulmeisterssohn nie der Heimat; gedachte er ihrer und der glücklichen Tage der Jugend, so wurden seine Gedanken zu Perlen reinster und innigster Poesie, und wir als seine Landsleute

können uns glücklich schätzen, daß er das Vogtland im Reiche der Musen bekannt gemacht hat, daß er diese göttlichen Töchter des sonnigen Südens in die Tannen- und Fichtenwälder, an den Forellenbach und auf die Waldwiese unserer Heimat geführt hat, wo sie munter spielend und scherzend sich der ungeahnten Reize der neuen Umgebung erfreuten.

Sollte der vorstehende Versuch einer Fortsetzung der „Erinnerungen" den Beifall des Lesers gefunden und in ihm den Wunsch rege gemacht haben, weiteres von den Lebensschicksalen des Dichters, von seiner italienischen Reise, seinem Studium in Leipzig, seinem spätern Aufenthalte in Markneukirchen u. s. w. zu erfahren, so ist der Herausgeber gern erbötig, über kurz oder lang, mit Hülfe der ihm gütigst zur Verfügung gestellten Briefe, eine Fortsetzung folgen zu lassen.

PT 2435 .M4 .Z58 C.1
Erinnerungen.
Stanford University Libraries
3 6105 035 618 292

PT
2435
.M4.Z58

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.